Dom Gigadas.

Von

H. de Balzac.

Aus dem Französischen von L. G. Förster.

Zweiter Band.

H. de Balzac's sämmtliche Werke.

11. Band.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1842.

19.

Eine Erkennung.

Es giebt Leute, die man, bevor man zwei Mal hingesehen hat, nie von der ernsthaften Seite nimmt, aus Furcht, man werde selbst zum Besten gehabt. Die theatralische Phrase des Doctor Gigadas brachte also auf seine Zuhörer keineswegs die ganze Wirkung hervor, die man davon hätte erwarten können, wenn sie von einem strengern Munde wäre ausgesprochen worden. René lächelte und wartete das Ende dieser Scene mit mehr Ruhe, als Neugierde ab. Cabri suchte mild und schweigend ihr weiches, weißes Händchen von dem knochigen, schwarzbraunen Armbande zu befreien, welches die Finger des Alten ihr um das Gelenk gelegt hatten. Anton hatte sich, so weit seine Wunde es ihm erlaubte, auf den Ellenbogen gestützt und hielt, ohne zu lachen, aber nicht, ohne dazu große Lust zu haben, den zornigen Blick des Stegreif-Großvaters aus.

„Doctor," sprach er zu ihm, „scherzt nicht auf so ernsthafte Weise. Dieses Kind wäre Eure Enkelin und auch die Schwester meines Vetters? Wie mögt Ihr das zusammen reimen?"

„Mit der linken Hand, wie Ihr seht," sprach der Greis, der wirklich das Mädchen mit seiner linken Hand gefaßt

hatte, während er die Rechte gegen den Vicomte ausstreckte, als ob er demselben fluchen wollte.

„Im Namen des Himmels," sprach jetzt René, dessen Theilnahme plötzlich erwachte, „sagt mir, ob etwas Wahres an dem ist, was Ihr behauptet, mein Herr, und ob Ihr uns Beweise davon geben könnt."

„Ich weiß nicht," entgegnete Gigadas, „ob das jetzt sehr nothwendig ist."

„Sehr nothwendig," fiel Herr von Quesmes ein, welcher anfing, sich unangenehm berührt zu fühlen. „Wenn dieses Mädchen, wegen der Streitigkeiten, die sie verursacht, mit der griechischen Helena kann verglichen werden, so glaubet mir, daß ich, meines Ortes, dem trojanischen Paris durchaus nicht gleiche und sie, ohne bei Jemandem Hülfe zu suchen, als mein Eigenthum werde zu bewachen wissen, dafern Ihr mir nicht Eure ältern und ehrwürdigern Rechte auf sie ganz klar beweiset."

„Ach, Herr Vicomte, Ihr handelt nicht gut gegen mich! Ich habe Euch hinlängliche Beweise meiner Ergebenheit geliefert, daß Ihr mich nicht fähig halten könnt, Euch nach meinem Belieben zu hintergehn."

„Allerdings, Doctor; aber Ihr selbst könnt Euch doch wohl täuschen, so gut wie jeder Andere. Ist es denn zum Verwundern, daß ich mich nicht sogleich entschließen will, ganz umsonst, oder doch wenigstens beinahe umsonst, was noch trauriger ist, verwundet worden zu sein?"

„Ich danke Euch für Eure Trostgründe," entgegnete der Greis bitter; „aber sie sind zum allerwenigsten unnütz. Braucht Ihr andere Beweise, als den, welcher aus der

Aehnlichkeit Eures armen Opfers mit dem Herrn Grafen von Courchival hervorgeht?“

„Diese Aehnlichkeit ist mir durchaus nicht aufgefallen; und sogar jetzt, wo ich bin aufmerksam gemacht worden, kann ich dieselbe nicht weiter ausdehnen, als auf die Farbe der Haare und der Augen.“

„Das kommt daher, gnädiger Herr, daß man weniger mit den Augen, als mit dem guten Willen sieht; aber vielleicht — und Gott gebe es! — hat die Kleine ihren Namen nicht vergessen. Magdalene, Magdalene, denkst Du nicht mehr an Arles und an Deinen Großvater? Armes Kätzchen!“

Cabri richtete die Augen auf das Antlitz des Greises und nickte, zum Zeichen der Bestätigung und des Einverständnisses.

„Ihr seht es,“ rief Gigadas, „Ihr seht es, gnädiger Herr! Ich hoffe, daß Eure Zweifel nun gänzlich aufgelöst sind. Ganz gewiß hat sie mich und ihren Namen wieder erkannt, ja, sie erinnert sich sogar an ihre Geburtsstadt und . . .“

„Euer väterliches Blut steigt Euch zu schnell in den Kopf, lieber Doctor. Das Kind ist sehr sonderbar. Mir ist sie um den Hals gefallen, als sie mich zum ersten Male sah, und das geschah doch gewiß nicht, weil sie mich erkannte.“

„Kann sein,“ sprach der Apotheker.

„Und was den Namen betrifft, so hat sie auch nur verstanden, daß Ihr sie rieft, und das sollt Ihr sogleich sehen. Rosette, Rosette, komm, setze Dich zu mir, Kleine! . . . Ihr seht nun, daß sie mich eben so gut verstanden hat.“

In der That hatte Cabri, auf die Stimme des Freun-

des, ihre Hand geschickt aus der des Greises gezogen und sich an das Bett gesetzt.

„Wie ich hoffe,“ fuhr der Vicomte fort, „seid Ihr nun überzeugt, lieber Doctor, daß Ihr mit Eurem Willen, oder mit Eurer Einbildung — wie Ihr es nehmen wollt — zu viel gesehen habt. Laßt nur das Kind in Ruhe und gebt die thörichten Gedanken auf, womit Ihr die Freude unseres Wiedersehens gestört habt.“

„Lieber will ich meine Knochen aufgeben, Herr Vicomte. Dieses Kind ist meine Enkelin, das weiß, das sehe, das fühle ich, und nichts wird mir zu theuer sein, um sie wieder zu haben und sie der schrecklichen Reihefolge von Uebeln und Schmerzen zu entreißen, in welche Ihr sie stürzen wollt. Alles will ich in Bewegung setzen, ich will Zeugen kommen lassen, und die ganze Stadt Arles wird für mich zeugen; ja, ich will mich, wenn es nothwendig ist, an den König, an die Königin, an den Herrn Cardinal wenden, und glaubet ja nicht, daß es mir an Mitteln fehlt, bis zu ihnen zu gelangen und mir Gehör zu verschaffen! Ach, das ist Eure Dankbarkeit! Nun, auch ich bin entledigt von jeder Rücksicht auf Euch und auf die ganze Welt!“

„Herr Gigadas,“ sprach René, dessen Vermittelung jetzt nothwendig wurde, „ich bitte, beruhigt Euch. Wäre es nicht gut, wenn Ihr uns vor allen Dingen erklärtet, wie es zugeht, daß Eure Enkelin auch meine Schwester ist, kurz, wie . . .“

„Wie das zugeht, gnädiger Herr? Wie . . . . .? Das geht so zu, daß ich ein drei- und vierfacher Thor bin, ein zehnfacher Esel, ein dummer Ganchert, ein Verrückter, den man in Ketten legen sollte, der, anstatt sich weislich mit

seiner Alchymie zu beschäftigen, die Wuth gehabt hat, für die großen Herren zu handeln und ihnen zu helfen . . .“

„Aber ich sehe nicht . . .“

„Ach Ihr seht nicht, Herr Graf, Ihr seht nicht, sagt Ihr? Nun, weil es denn sein muß, so will ich mit Fingern auf die Sache zeigen. Ich sage Euch, zum Lohne meines Eifers und meiner unermüdlichen, guten Dienste fand ich bei Allen Eures Stammes nur schwarze Undankbarkeit und bösen Willen. Der Cardinal Richelieu, den ich von seinen ersten Schmerzen geheilt, dem ich ein Gegengift gegeben hatte, wollte mich als Giftmischer verbrennen lassen, indem er sagte, ich könnte das Mittel nicht studirt haben, wenn ich nicht vorher die Gifte studirt hätte. Eine große Dame, welche durch die Gewalt der Verführung mich dahin gebracht hatte, ihr einen Dienst zu leisten — den größten, den ich ihr nur leisten konnte — wollte mich ermorden lassen, um sich meiner Verschwiegenheit besser zu versichern; sie erkannte jedoch späterhin ihr Unrecht und schickte mir diesen Ring, wobei sie versprach, sich in vorkommender Gelegenheit wieder an mich zu wenden. Als endlich Euer Vater, gnädiger Herr — ich suche keine andere Thatsachen auf — von den Klauen des Cardinals Richelieu verfolgt wurde, verbarg ich denselben, auf die Gefahr meines Kopfes, zu Arles — wenn er nicht nach Meyran gegangen wäre, hätte man ihn nicht verhaftet! — Und Euer Vater fand nichts Besseres, mir seine Erkenntlichkeit zu bezeigen, als daß er meine Tochter verführte, und die Folge davon war diese Kleine. Freilich war sie allerliebst und sie allein hat mich über den Tod meiner Tochter getröstet. Als sie mir, während einer Reise, die ich für Herrn von Adhemar nach Paris machte, geraubt

wurde, fand ich keinen meiner hohen Clienten, der mir in meinen Bemühungen, sie wieder zu finden, ernstlich beigestanden hätte; heute aber, nachdem ich sie zehn Jahre lang beweint habe, führt mir sie der Zufall entgegen, und Herr von Quesmes, für den ich vielleicht etwas gethan habe, Herr von Quesmes, in dessen Gewalt sie sich befindet, ist noch nicht zufrieden damit, sie entehrt zu haben, sondern er will, daß sie den Becher der Schmach und des Elends, dessen Rand er für sie mit Honig bestrichen hat, bis auf die Hefen leere. Er verschließt seine Ohren, wenn ich ihm aus dem Grunde meines Herzens zurufe: Es ist meine Tochter! Er entschuldigt sich nur durch Spöttereien wegen des übergroßen Schmerzes, den er mir verursacht hat. Ihr aber, Herr Graf, der Ihr bei mir den Fehler Eures Vaters wieder gut zu machen habt, Ihr, dessen Blut in den Adern dieser Unglücklichen fließt, Ihr bleibt kalt und zerstreut, Ihr helft mir nicht mit Eurer Vernunft gegen die Leidenschaft Eures Vetters, den die meinige vielleicht unsanft berührt."

„Vetter," sprach René darauf, „ich weiß nicht, wie Euch das vorkommt. Was mich betrifft, so glaube ich gewiß, daß es so ist, wie der Doctor sagt. Es ist nicht die Rede von der Dankbarkeit, die wir Beide ihm schuldig sind, denn wir selbst sind in der Sache betheiligt, und ich meine, es muß für uns genug sein, daß dieses Mädchen von unserm Blute ist, um keine Freudendirne daraus zu machen."

„Ich bin," sprach der Vicomte, „in diesem Augenblicke nicht stark genug, um gegen Euch Beide zu kämpfen. Ich fühle mich sehr ermattet, und obgleich mir alle diese Verwandtschaften sehr verworren zu sein scheinen, so muß der Sache doch ein Ende gemacht werden. Alles, was ich thun

kann, ist, die Kleine selbst entscheiden und zwischen uns wählen zu lassen, und ich hoffe, dies wird Alle zufrieden stellen. — Cabri, da ist ein Mann, welcher behauptet, er sei Dein Großvater, und Dich mitnehmen will. Willst Du mit ihm gehen, oder bei mir bleiben?"

Das Mädchen richtete sich auf und blieb einige Momente unbeweglich mit niedergeschlagenen Blicken stehen, als ob sie tief nachdächte. Auch der Alte war unbeweglich, hielt den Athem zurück und heftete seine, durch Liebe und väterliche Neigung noch geschärften Blicke auf sie. Mochte er nun auf diese Art einen Zauber üben, welche der kranke Quesmes nicht zu bekämpfen im Stande war, oder mochte Cabri, dem Verstande zurückgegeben, wirklich ihre Lage begriffen haben, kurz, diese Prüfung hatte einen ganz andern Erfolg, als den, welchen der Vicomte und der Doctor vermuthet hatten. Cabri ergriff die Hand des jungen Mannes, drückte langsam ihre Lippen darauf und sprach:

„Lebt wohl! Lebt wohl!"

Hierauf wandte sie sich rasch nach dem Alten, und während ihre geschwollenen Augen und ihr zusammengezogenes Kinn deutlich zeigten, was ihr dieser Entschluß kostete, sprach sie:

„Laßt uns nun sogleich gehen!"

„Gott hat für mich gerichtet!" rief der Vater, strahlend von Freude.

„Solltet Ihr wirklich ein Zauberer sein?" fragte der Vicomte.

„Ja, gnädige Herren, da Ihr es wissen wollt, und immer zu Euren Diensten. Es ist mir gelungen — ich habe keinen Groll mehr!"

„Laßt uns gehen!“ wiederholte Gabri, oder Magdalene, mit sanfter, betrübter Kinderstimme und ohne sich umzuwenden.

„Die Kleine hat Recht,“ sprach der Vicomte, „führt sie schnell hinweg, denn ihre Phantasie ist die flüchtigste Wetterfahne, die man sehen kann, und es wäre Euch vielleicht nicht lieb, wenn sie sich aufs Neue drehte.“

„Seid ruhig; diesen Abend befinde ich mich ohne weitere Zögerung auf dem Wege nach Arles.“

„Wie?“ fragte René; „so wollt Ihr uns verlassen?“

„Leider, ja; allein Ihr werdet wohl in die Heimath zurückkehren, ehe ich sterbe, und werdet mich Euch ergeben finden, wie in der Vergangenheit und trotz der Vergangenheit. Ich tauge in meinem Alter nicht dazu, dergleichen Unfälle wieder herzustellen.“

„Doctor,“ sprach der Vicomte, „Ihr seid wirklich der beste Mensch; verzeiht mir also meinen Unglauben. Ich habe Eure Lehren in Ausübung gebracht, das ist Alles. Nun, da der erste Augenblick der Laune vorüber ist, freut es mich wirklich, daß Ihr Eure Tochter wiedergefunden habt; vergesset aber nicht, daß Ihr es mir verdankt, wenn Eure Nachforschungen so bald guten Erfolg gehabt haben.“

„Es wäre besser gewesen, sie etwas später wiederzufinden, und . . . Man muß aber davon gar nicht reden. Ehe ich mich entferne, will ich Euch noch die Lehre geben, daß man seinem Meister keine Schlingen legen darf.“

„Doctor,“ sprach René, „ich, meines Ortes, werde nicht vergessen, daß dieses Mädchen die Tochter meines Vaters ist; vergesset auch Ihr es nicht.“

„Nein, nein, Herr Graf, ich werde mich dessen in

meinem Testamente erinnern und halte Euch für einen vortrefflichen Erben. Nun, lebt wohl, meine gnädigen Herren; Gott behüte Euch vor Uebelthaten, und es wird Euch auch nichts Uebles begegnen."

„Lebt wohl! Lebt wohl!" rief Magdalene, gleich einem fernen Echo.

Sie zog den Großvater mit sich aus dem Zimmer; der Graf von Courchival folgte ihnen und kam nach einigen Minuten zurück.

„Ja," sprach der Vicomte, „das ist wahrlich ein romantisches Abenteuer, und ob es gleich auch seine unangenehme Seite hat, und etwas übereilt geendigt worden ist, so möchte ich es doch um keinen Preis vermieden haben."

„Doch hat es, wie Ihr sagt, lieber Vetter, eine sehr unangenehme Seite, und ich gestehe, wie peinlich es mir ist, zu denken, daß sogar meine uneheliche Schwester . . ."

„Ei, wollt Ihr da hinaus? Ich wollte von meiner Verwundung reden; was aber die, übrigens gar nicht vollkommen bewiesene Verwandtschaft betrifft, so habe ich nicht Muße, an dieselbe zu denken. Es kann ja nicht fehlen, daß wir zuweilen auf dieselben Wege kommen, die unsere Väter betreten haben; das ist ein Unglück, worüber man sich tröstet, wenn es enthüllt wird, denn man meint, daß es oft vorkommen muß, ohne daß man es weiß, und zwar in einem schlimmern Grade. Ihr seid nicht meiner Meinung?"

„Nein, denn ich kann es nicht so leicht betrachten."

„Reden wir also von etwas Anderem. Wie steht es mit Euren Angelegenheiten und mit Eurer Liebe, was denn so ziemlich eine und dieselbe Sache ist?"

René malte, so gut er es nur vermochte, dem Vetter seinen Entschluß aus, der Einsamkeit zu entsagen, sich dem Hofe zu nähern, sich in den Strudel zu wagen, in welchem seine Familie so hart war herumgeworfen und gequält worden, und das Joch der Erziehung abzuwerfen, womit sein Großvater ihn belastet hatte, wie mit einem Vorkehrungsmittel, ihn in der Ferne zu erhalten; er wollte indeß nicht gestehen, daß die Liebe, und hauptsächlich der Verdruß, diese Veränderung hervorgebracht hatten, und eben so wenig mochte er den Vernunftgründen und der Beredtsamkeit seines Vetters diese Ehre beilegen. Er sagte, er hätte sich wegen seiner Unthätigkeit beschämt gefühlt; seine Geburt und sein Alter vertrügen sich nicht mit der Ruhe und Verborgenheit; er allein könnte die Bewegung des Jahrhunderts nicht bekämpfen und hätte also nur zu wählen zwischen unrühmlicher Trägheit und einer Mitwirkung, die auf jeden Fall rühmlich sein würde; übrigens gedächte er, bevor er eine Partei ergriff, die Sachen reiflich zu untersuchen.“

„Eure Untersuchung ist schon gemacht,“ entgegnete der Vicomte; „haltet Euch aber nicht für stärker, als Ihr seid, kleiner Vetter. Soll ich indeß nicht lieber von Eurer Schönen mit Euch reden, als Eure Gründe vergebens widerlegen?“

„Gern,“ antwortete René, „und um so lieber, als ich, seit sie das Languedoc verlassen hat, keine Nachrichten von ihr habe.“

„Nun, das ist also des Räthsels Wort!“

„Ich weiß in der That nicht, wie ich mir dieses Stillschweigen erklären soll, sie müßte denn solches Mittel angewendet haben, mich nach Paris zu locken.“

„Gut gerathen; trauet aber darauf nicht zu sehr!“

„Ihr foltert mich grausam, Vicomte. Was ist vorgefallen? Sagt es mir schnell, um des Himmels willen!“

„Nun, so wisset denn, lieber Graf, daß Eure schöne Geliebte weder todt, noch eingesperrt, sondern immer noch frisch, lächelnd und ganz und gar anmuthig und reizend, kurz, daß sie Eines der schönen Gestirne des Hofes ist. Ihr alter Vater, der Marquis, steht mehr in Gunst, als jemals, und dieser . . .“

„Was kümmert mich der Vater!“ rief René, der ungestüm, blaß und zitternd vor Liebeszorn, aufstand. „Wie, so schnell und so gänzlich vergessen! Das ist unmöglich, und ich werde es nicht glauben, bis ich es gesehen habe! Am Hofe darf man die Gefühle der Leute nicht nach ihrem Gesicht beurtheilen, und ich möchte sie sehen, Abends, in ihrem Zimmer, allein . . .“

„Ei ja, das glaube ich wohl! Ich habe Euch aber nicht gesagt, mein Lieber, daß sie nichts in der Tiefe ihres Herzens verbirgt, denn so abergläubisch bin ich nicht, und übrigens habe ich mich auch ihr nur sehr wenig genähert. Von allen Edelleuten des Hofes ist der Ritter von Gramont der Einzige, der es kühn wagt, mit seinen Aufmerksamkeiten die Frauen zu beunruhigen, auf welche der König seine Blicke scheint gerichtet zu haben.“

„Der Konig, sagt Ihr? Der König hat seine Blicke auf das Fräulein von Lamperière gerichtet?“

„Man sagt es.“

„Aber sie, was sagt sie?“

„Das weiß ich nicht; aber nach ihrem Aeußern zu urtheilen, welches immer offen und angenehm ist, so scheint

ihr dieser Vorzug nicht zu mißfallen. Sehr möglich ist es übrigens, daß ihre Eigenliebe bei dieser Sache mit im Spiele ist, denn welche Frau würde nicht stolz und glücklich sein, das königliche Herz zuerst zu beschäftigen?"

„Es giebt eine Frau, welche diese Gedanken sehr weit hätte sollen von sich werfen, und das ist Louise von Lampe-rière; aber sie hat sogar nicht gezögert, mich zu verrathen und ihre erste Liebe abzuläugnen. Ihr habt sehr übel gegen mich gehandelt, Vetter, denn Ihr hättet mich davon benachrichtigen sollen."

„Würdet Ihr mir geglaubt haben?"

„Das machte nichts aus!"

„Das machte gar viel aus! Ich hoffte, auch Ihr würdet vergessen, und alsdann . . ."

„Lebt wohl," sprach René, der nichts hörte und, über eine solche Nachricht erzürnt, nicht bleiben konnte.

„Was wollt Ihr thun?"

„Ich will mich unverzüglich am Hofe vorstellen lassen, da ich sie nur dort antreffen kann."

„Seid nur vorsichtig, darum beschwöre ich Euch. Der König ist eifersüchtig, und so jung er auch ist, so duldet er es doch nicht gern, daß man in seine Fußstapfen trete; Ihr könntet Euch durch einen Ausbruch auf immer zu Grunde richten."

„Daran denke ich eben! Nein, nein, wenn man, um in der Nähe des Königs zu wohnen, ihm nicht allein den alten Familienhaß, sondern auch die Jugendliebe opfern und einer seelenlosen Gliederpuppe ähnlich werden, ja, sogar, aus Rücksicht für ihn, keine Leidenschaften mehr haben soll, so kehre ich lieber wieder dahin zurück, woher ich komme, und gehe

zu Grunde, wie Ihr sagt. Lebt wohl! Ich hoffe, daß Ihr bald wieder hergestellt werdet — ohne Zweifel eher, als ich."

„Ich gäbe viel darum, wenn ich durch diese verdammte Wunde nicht an das Bett gefesselt würde! Noch ein Mal hütet Euch . . ."

„Nun," fuhr der Vicomte fort, während René sich mit großen Schritten und finsterer Miene entfernte, „da geht er hin! Gott sei bei ihm, wo er stehen bleibt! Wer hätte gedacht, daß unter dieser sanften, friedlichen Hülle eine so brausende Seele verborgen wäre! Herrlich ist es, daß er sich auch gegen mich erzürnt. Nun, dieser Tag ist nicht glücklich für mich. Mein armes Mädchen . . . ich werde sie nicht wieder sehen!"

20.

Der Hof.

Damals war der französische Hof auf einige Zeit des Mannes beraubt, welcher in diesem neugeborenen Olymp die Rolle des obersten Geschickes spielte, dessen Gesetzen Jupiter selbst sich ohne Widerspruch unterwarf. Wir meinen den Cardinal Mazarin, den mächtigsten politischen Geist, welcher seinen Namen in der Geschichte ausgezeichnet hat. Er war damals beschäftigt mit dem Pyrenäischen Frieden, seinem schönsten Anspruch auf Ruhm, da dieser Vertrag Uneinigkeiten schlichtete, welche unser Gebiet mit Blut befleckt, und unsere Monarchie bis in ihre Grundfesten erschüttert hatten, so wie er uns auch den großen Condé wiedergab und späterhin Frankreich erlaubte, seinen natürlichen Grenzen um drei Schritte, das heißt, um drei Provinzen, zu nahen, und einen Enkel Ludwigs XIV. auf den goldenen Thron Spaniens und beider Indien setzte. Auf diese Art sollte sich die Laufbahn dieses Ministers enden, der immer Herr seiner selbst, so wie der Umstände war. Verbannt aus dem Königreiche, vom Parlamente proscribirt und außer dem Gesetz erklärt, gehaßt vom Adel und vom Volke, welche in ihm nur einen Fremden sehen wollten und nicht bedachten, daß seine Talente und seine Dienste ihn hinlänglich eingebürgert hatten, errichtete Mazarin Heere auf seine Kosten,

um Frankreich zu vertheidigen, welches die Unruhen allenthalben den feindlichen Einfällen öffneten, und er schützte es noch besser durch seine diplomatische Strategie. Geschmeidig, wenn es sein mußte, zu rechter Zeit kühn, immer gewandt und die Ereignisse wie die Menschen beherrschend, machte er endlich, daß der, bei den Franzosen endemische Geist des Aufruhrs, und der Ehrgeiz des Cardinals Retz, der aber nicht so erhaben war, als der seinige, sich vor ihm beugen mußten, und als er siegend wieder in Paris einzog, fühlte er sich stark genug an Herz und Geist, um bei keiner Privatrache stehen zu bleiben; er fühlte nicht das Bedürfniß, durch Blut seine Macht zu befestigen, die auf das Genie gegründet war, welches durch ein Gesetz der Vorsehung die unter der Vormundschaft stehende, königliche Gewalt ersetzte, wie das Ansehen des Cardinals Richelieu die Schwachheit Ludwigs **XIII.** unterstützt hatte. Mazarin übertraf seine Vorfahren noch durch eine Eigenschaft, welche man stets und einstimmig als eine der schönsten Zierden der obern Gewalt betrachtet hat, nämlich die Gnade. Als man ihn verfolgte, verachtete er die Schmähungen; als er wieder mächtig war, verzieh er dieselben. Als geistreicher Mann und guter Gesellschafter rächte er sich wegen der Scherze und Spottlieder, welche der Adel und das Volk auf ihn gemacht hatten, nur durch anmuthige Pfeile des Witzes. Gern beantwortete er die ersteren, und was die andern betrifft, so lachte er darüber und konnte sagen: Sie mögen singen, dafern sie nur bezahlen. Man bemerke jedoch, daß diese Charaktergüte nicht in Kleinmuth ausartete und niemals Unzweckmäßigkeiten erzeugte. Er ließ die Größten, Vornehmsten, ja, sogar Prinzen von Geblüt, in die Bastille sper-

ren; aber er ließ kein Schafot errichten, denn er wußte, daß das Blutvergießen ein äußerstes Mittel ist, welches man nur in Ermangelung anderer, dann aber auch reichlich, anwenden muß, um das Uebel aus dem Grunde zu vernichten, und nicht, um es zu beschwören. Er bedurfte dasselbe nicht; der Zeitraum, in welchem er lebte, war ein Uebergangspunkt, nicht aber eine Krisis auf Tod und Leben. Sein Genie hat eine feste Aera daraus gemacht und gleich bei der Morgenröthe die Sonne von den Wolken befreit, welche dieselbe vielleicht bis zum Mittage verdunkelt hätten. Mazarin hat wirklich die Regierung der großen Herren, dieser Nachfolger großer Vasallen, geschlossen und dagegen das Reich der unumschränkten Monarchie eröffnet. Nach diesen Betrachtungen gestehen wir, daß es uns wirklich schwer wird, auch die Fehler dieses Mannes recht streng zu untersuchen, obgleich er groß genug ist, um gerade nicht nöthig zu haben, daß man sie vergesse. Allerdings ließ er seinen Vortheil nicht aus der Acht, während er für den seines Adoptiv-Vaterlandes sorgte, und wußte ungeheure Schätze zu sammeln, während er die schwierigen Angelegenheiten der Regierung entwirrte; aber in seiner Stellung mußte er nothwendig einen großen Hausstand, so wie auch die Mittel haben, sich Creaturen zu verschaffen. Allerdings vereinigte er in seiner Familie drei Herzogthümer, vermählte seine drei Nichten und dotirte dieselben königlich; aber außerdem, daß er sehr zu entschuldigen ist, wenn er sich, so weit wie möglich, als guter Verwandter gezeigt hat, war es denn nicht ganz zweckmäßig, daß er, welcher in Frankreich eine so große, erhabene Rolle spielte, in demselben Lande auch große Besitzungen und Würden hatte, und durch Verwandtschaften und Bünd-

nisse unterstützt wurde? Endlich wollen wir auch folgenden Umstand nicht verbergen. Es ist vollkommen bestätigt, daß er beständig im Spiele gewann, und daß sein Glück nicht einzig und allein auf die Geschicklichkeit seiner Combinationen gegründet war; man darf aber nicht vergessen, daß damals jede Art List gestattet war, um dem Glück nachzuhelfen und die Berechnungen zu unterstützen, die heut zu Tage allein den Vorsitz bei den Zufälligkeiten der Würfel und Karten führen sollen: Jedermann mauschelte, aber Niemand betrog.

Man hat auch dem Cardinal vorgeworfen, er habe die Minderjährigkeit so sehr als möglich verlängert und zu diesem Zwecke den jungen König ganz unwissend in den Geschäften gelassen. Der erste Theil dieser Beschuldigung sinkt vor der Frage zusammen: Bedurfte das Königreich, um geleitet zu werden, einer erfahrenen Hand? Der zweite Theil jener Beschuldigung sieht aus wie ein Scherz, wenn man weiß, was Ludwig XIV. war und auf welche Art er, gleich nach des Ministers Tode, Alles durch sich selbst zu leiten wußte. Die blinden Verläumder der monarchischen Jahrhunderte haben nicht bemerkt, daß eben in dieser Behauptung ihr Haß im Widerspruche mit sich selbst stand. Indem sie den Minister anschwärzten, haben sie nicht gesehen, daß sie den König vergrößerten, dessen Geist, so erleuchtet er auch war, doch in der Regierung viele Dinge nicht würde errathen haben, wozu eine lange Einweihung unerläßlich ist. Es ist hier nicht der Ort, den großen König wegen der verläumderischen Angriffe zu rächen, deren Gegenstand er von Seiten der gegen-historischen Literatur unseres Jahrhunderts gewesen ist. Ludwig XIV. hatte noch nicht das Elsas, Ar-

tois, Flandern und die Bisthümer erobert; er hatte noch nicht Versailles gebaut und den Louvre vollendet, und noch hielt er Frankreich nicht in seiner Hand wie ein starkes Bund Pfeile, dessen Kräfte sich nicht mehr erschöpfen und zerstreuen konnten; er war noch weiter nichts, als der Mündel des Cardinals Mazarin, der ehrfurchtsvolle Sohn der weisen, stolzen Anna von Oesterreich, ein anmuthiger, fröhlicher Prinz, der schon durch die Hoheit seiner Miene und die außerordentliche Sorgfalt sich bemerklich machte, womit er auf seine Würde hielt; voraussehen konnte man aber keineswegs, daß er einst der furchtbarste Monarch von Europa, und zugleich der liebenswürdigste Cavalier seines Königreichs werden, und eben so eifersüchtig auf die Herrschaft, als auf die Beobachtung der Etikette, eben so geeignet zu Geschäften wie zu Genüssen, eben so fleißig bei jenen, als eigensinnig bei diesen sein würde. Gleich als ob er eine Offenbarung von der weiten Laufbahn gehabt hätte, die er zurücklegen sollte, zeigte er durchaus keine Eile, dieselbe zu betreten und sich ganz zu erkennen zu geben. Die frühreifesten Früchte sind nicht immer die besten; dies ist ein Grundsatz, dessen metaphorische Wahrheit sein Nachfolger beweisen sollte.

Während der junge König die Springfedern des Reiches studirte, und über die Pflichten eines Fürsten nachdachte, schien er doch nur beschäftigt mit den Vergnügungen seines Alters und mit der glänzenden Seite seines Ranges. Der Hof, der lange umherirrte und vom Aufruhr umstellt ward, hatte endlich wieder friedlichen Besitz vom Louvre und von den andern königlichen Residenzen genommen. Eine Menge junger, galanter Herren von der Generation, die während

der Unruhen der Fronde in der Abgezogenheit herangewachsen war, drängten sich um den jungen König, wie ein Schwarm goldener Schmetterlinge, welche in den Strahlen der aufgehenden Sonne glänzen. Der Erste war Monsieur, Bruder des Königs. Er war zu schön für einen Knaben und legte deßwegen bei allen Maskeraden weibliche Kleidung an; übrigens war er ein geistreicher Prinz, welcher ein Mal in seinem Leben auch die Kraft hatte, tapfer zu sein. Dann kamen die Prinzen von Lothringen, Bouillon und Savoyen, und unter ihnen jener Heinrich von Guise, Enkel des zweiten Benarbten, den man den letzten Guise nennen könnte und den man den Helden der Fabel nannte, als Gegensatz von dem großen Condé, diesem ganz historischen Helden; nun folgten der Herzog von Lüde, so gelehrt im Anzuge; die Herren von Crequy, so vollkommene Tafelgenossen; die Herren von Villeroi und Villequier, vortreffliche Tänzer; der geistvolle Ritter von Gramont, dieser schöne Spieler, der den Frauen so gefährlich war, und den sein galanter Oppositionsgeist noch nicht in's Exil gebracht hatte; ferner der schöne Marquis von Vardes, der als erster Günstling Ludwigs XIV. galt; der Graf von Guise, die Blume der Modemänner, schön und scherzhaft per excellentiam; Herr von Roquelaure, dieser boshafte Gutmüthige; Herr von Marsillac, der erste Taugenichts mit schönem Aeußeren; der kleine Marquis von Peguilin, der später Lauzun wurde und damals erst erschienen war, aber schon bestimmt und hochfahrend auftrat, so daß man bereits vorhersagen konnte, er werde nicht bei einem nur mittelmäßigen Glücke stehen bleiben; der Marquis von Bellefonds, nach dem Könige der erste Ringstecher; der Marquis von Humière, der später

Herzog, Marschall und Chef der Artillerie wurde; der Marquis von Richelieu, Erbe eines, vor Kurzem noch schrecklichen Namens, der jetzt nur in den Gäßchen und Boudoirs ertönte; ihn machte seine Liebe für das Ceremoniell zum Herzog und Pair. Noch waren Viele da, deren Namen ihren Glanz durch die Bürgerkriege bekommen hatten, die aber nur noch daran dachten, die königliche Gunst zu erlangen und eben so gute Höflinge zu sein, als ihre Vorgänger verwegene Frondeurs und Aufrührer gewesen waren. Alles war erneuert an diesem Hofe, die Kleider, die Sprache, und hauptsächlich die Geister. Die Alten, welche noch blieben, als die große Mademoiselle, welche mit Kanonen auf den König hatte feuern lassen; der Herzog von Beaufort, König der Hallen; der Herzog von la Rochefoucauld, und alle jene heldenmüthigen Gegner Mazarins, waren gänzlich neu geboren und gaben zuerst das Beispiel der Unterwerfung und der Schmeichelei; der aus dem Gefängniß entkommene Cardinal von Retz stritt noch um sein Erzbisthum, aber nur, um nicht zu bald nachzugeben; und die furchtbare Familie von Epernon hatte sich in der Provinz vergraben; Türenne war ein Mann des Hofes geworden, und Condé unterhandelte wegen seiner Zurückkunft. Vorbei war der Bürgerkrieg, der früher dem Adel so theuer gewesen war und den er beinahe wie sein schönstes Vorrecht verzögert hatte; die Parlamente hatten ihn verdorben, indem sie ihn an sich gerissen und auf ihre verwickelten Beschwerden angewendet hatten.

An diesem jungen, galanten Hofe waren die Frauen ein zu wichtiger Theil, als daß wir es unterlassen sollten, von ihnen zu reden. Wenn wir nicht mit ihnen angefangen ha-

ben, wie das Gebrauch ist, so ist es geschehen, weil wir das Gemälde von der politischen Seite aufgefaßt haben, und dies muß eine Versetzung entschuldigen, die sonst unerträglich sein und einen lächerlichen Mangel an Redegeschicklichkeit bekunden würde. Kein Hof war blühender an Schönheiten. Die Frauen, die Jahre lang wegen der Unruhen zur Zurückgezogenheit und Langeweile waren verdammt gewesen, kamen eilig herbei, um zu glänzen und den Kampf der Anmuth und Coketterie auf diesem Schauplatze zu beginnen, der ihnen wieder eröffnet war und wo reizender, köstlicher Beifall und eine Auswahl von Freuden ihrer harrten. Viele Frauen sind daher historisch geworden; wir nennen hier — und das ist genug — die Prinzessin Henriette von England, die Prinzessin von Conti, die Gräfin von Soissons, Fräulein von Mancini und Fräulein Hortense; die drei Letztern waren Nichten des Cardinals und schadeten, rücksichtlich der Schönheit und des Geistes, weder ihrem Vaterlande, noch ihren Verwandten. Ferner nennen wir Frau von Crequy, von Chaulnes, von Humière; Frau von Guise, welche im dreizehnten Jahre verheirathet wurde und im sechzigsten Jahre noch Liebhaber zu ihren Füßen sehen konnte; Fräulein von Villeroi; Frau von Chatillon, das zärtlichste Herz, das jemals lebte; Frau von Olonne, welche die meisten Leidenschaften erregte, viele vorgab und nicht eine einzige hatte. Wir sind gezwungen, viele der berühmtesten zu übergehen. Es gab unter diesen lächelnden, anmuthigen Gestirnen manche, die nur einen Augenblick am Horizont glänzten und sich dann plötzlich in der Ehe, im Provinzleben oder im Kloster verfinsterten. So ging es mit Fräulein von la Mothe, welche beinahe vom Könige wäre geliebt worden;

mit der berühmten Menenville, einer Schönheit, welche so sehr in Erstaunen setzte, daß man darüber die Liebe vergaß; mit Fräulein Gourdon, ohne die jedes Fest unvollkommen war; und eben so ging es mit der Heldin dieser Geschichte, zu der wir doch wohl endlich zurückkehren müssen.

Fräulein v. Lamperière war unter den ledigen Damen der Königin Mutter, und Alle, die da aufgenommen wurden, besaßen dadurch sowohl ein Zeugniß der Schönheit, als des alten Adels; denn Anna von Oesterreich wollte nur junge, gut gewachsene Personen mit angenehmen Gesichtern in ihrer Nähe sehen. Wir finden diesen Luxus gut angewendet und ganz königlich, obgleich derselbe doch zuweilen auch sein Unangenehmes hatte, denn es konnte nicht fehlen, daß der junge, zur Galanterie geneigte König, wenn er täglich mit allen diesen schönen Mädchen in vertrauliche Nähe kam, Eine davon lieben, oder wenigstens nach ihr verlangen mußte, und Ermuthigungen wurden ihm auch nicht verweigert; aber es war, als ob er sich bei den Angelegenheiten der Liebe in jener majestätischen Umsicht versuchen wollte, die er seitdem bei ernsthaftern Unternehmungen an den Tag legte, denn er beeilte sich gar nicht, zu wählen. Er hatte schon bei mehrern Frauen den Verliebten gespielt; allein er hatte sich nicht an sie gebunden, sondern sie wohl mit seiner Aufmerksamkeit beehrt, war aber nie so weit gegangen, sie bloßzustellen, oder besser gesagt, sie bis zum Range seiner Maitressen zu erheben. Seine Leidenschaft für die Gräfin v. Soissons war verschwunden wie eine Jünglingslaune; der Geschmack, welchen er an Fräulein von la Mothe-Houdancourt fand, war noch von kürzerer Dauer und hielt sich nicht gegen eine Vorstellung seiner Mutter. Die Schöne

war um ihre Hoffnungen und die Höflinge waren um ihre Vermuthungen. Da nun doch der König mit irgend einer Dame des Hofes reden mußte; da es ferner, um dem Geschwätz Nahrung zu geben, gerade hinreichte, wenn er nur zwei Mal mit ihr sprach, ihr kam endlich auch die Reihe an Fräulein v. Lamperière, die Aufmerksamkeit des Hofes zu fesseln. Ihr träumerisches Aussehen und ihre frische Blässe, welche mit dem Glanz ihrer Augen und dem Charakter ihrer lebhaften, südlichen Physiognomie einen seltsamen Widerspruch bildeten, machten, daß der König sie auszeichnete. Einst schickte er ihr einige Toilettengegenstände, die er in der Lotterie gewonnen hatte, welches Spiel damals wegen seiner Neuheit sehr in der Mode war, ob man gleich seitdem erfahren hat, daß es dieses Reizes nicht bedurfte, um verführerisch zu sein. Man bemerkte Abends im Schauspiele, daß der König seine Augen unverwandt auf die schöne Provençalin — so nannte man sie — gerichtet hielt, dem Schauspiel selbst aber, welches er doch leidenschaftlich liebte, gar keine Aufmerksamkeit schenkte, und daß die Königin ihm eine Frage zwei Mal wiederholen mußte, eine, bei ihm ungewöhnliche Zerstreuung, welche zeigte, wie sehr er beschäftigt war. Endlich, bei einem Fest im Arsenal führte der König Fräulein v. Lamperière, sprach den ganzen Abend mit ihr, und das machte einen wahrhaften Lärm. Es hätte gar nicht so viel bedurft, um die arme Louise zu betäuben und ihren Kummer, wenn auch nicht ganz zu verbannen, aber doch zum Stillstehen zu bringen. Die Frauen betrachteten sie mit Eifersucht, die Männer umgaben sie mit Zeichen der Ehrerbietung; der alte Marquis aber lächelte und sah vielleicht die Kleinodien der Pairschaft seinem Blicke vor-

überschweben. Dies Alles aber sollte noch ein Mal nur ein Traum sein, und im Buche des Schicksals stand geschrieben, daß Ludwig XIV. keine Maitresse wählen würde, bevor er Frankreich eine Königin gegeben hätte, um in allen Dingen methodisch zu verfahren; das geht aber uns nichts an, denn wir sind jetzt auf den Vereinigungspunkt zweier Wandersterne unserer Geschichte gekommen.

René machte seine Aufwartung beim Marschall von Schomberg, mit welchem sein Großvater fortwährend in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte, und der alte Krieger gewährte ihm eine herzliche Aufnahme, deren etwas rauher Freimuth nach den Sitten der Feldlager schmeckte, wo er den größten Theil seines Lebens zugebracht hatte.

„Ich hoffe," sprach er, „Ihr habt Eure Besitzungen nicht verlassen, um dieselben am Hofe in goldene und silberne Kleider zu verwandeln, Eure Beine beim Tanz abzurunden und Euren Geist im Gespräche mit den Hofnärrinnen zu quälen, wie es heut zu Tage alle die jungen Edelleute machen, welche Degen tragen, deren Klingen von der Scheide und vom Gefäße sind verschlungen worden, so daß es keine Waffen mehr, sondern Kleinode sind. Ich weiß doch wahrlich nicht, wie sie mit den Namen ihrer Väter überein kommen! Mich schmerzt ihr Betragen, als wenn sie Alle meine Kinder wären. Doch giebt es noch Einige, deren Blut nicht ausgeartet ist; die sind aber selten. Nun, ich wünsche, daß Ihr es nicht macht wie die Andern. Ich habe Euren Großvater und Euren Vater hinlänglich gekannt, um zu wünschen, daß Ihr ihnen gleichen und nur mehr Glück haben möget, als sie gehabt haben."

„Dieser Wunsch verpflichtet mich in jeder Hinsicht, Herr

Marschall. Ich kam wirklich in der Absicht, um Dienste zu bitten und mehr der Armee, als dem Hofe zu folgen; allein ich fürchte zu spät gekommen zu sein."

„Man spricht freilich stark vom Frieden und freut sich auch sehr darauf. Was mich betrifft, so gefällt er mir nicht sehr, und ich glaube auch nicht an denselben, bevor er nicht abgeschlossen ist. Ich liebe die Spanier nicht. Ein Bündniß mit ihnen könnte weder Gutes hervorbringen, noch lange dauern. Wir werden auf's Neue Krieg bekommen und Ihr werdet nicht übel thun, Euren Platz einzunehmen und für jeden Fall bereit zu sein."

Der Marschall machte also den Pathen des jungen Grafen, als dieser sich dem Hofe vorstellte. Der König liebte weder ernste Gesichter, noch strenge Trauer; auch schien ihm René nur mittelmäßig zu gefallen.

„Von welcher Familie ist dieser Edelmann?" fragte er Herrn v. Rhodes, dem sein Amt als Groß-Ceremonienmeister verpflichtete, in der Genealogie bewandert zu sein, welche Wissenschäft zu treiben der König sich bemühte.

„Von der Familie Courchival, Sire, welche diesen Namen seit undenklichen Zeiten führt. Er hat keine Mühe gehabt, seine Ahnenprobe zu halten."

„Es ist sonderbar, daß ich nie von ihm habe reden hören."

„Sein Vater ist sehr jung gestorben, und sein Großvater hat sehr zurückgezogen gelebt," sprach der Marschall v. Schomberg, welcher, da er errieth, was es hier gäbe, sich dem Könige genähert hatte und Erklärungen beseitigen wollte, die für den Neuangekommenen ungünstig würden gewesen sein. „Sein Urgroßvater, Sire, war einer der Ge-

fährten Heinrichs IV., Eures glorreichen Großvaters, dem er in Glück und Unglück treu blieb.

„Treu, bis auf die Messe,“ sprach der Herzog v. Roquelaure, der, mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt, die Kreuz und Quere scherzte.

„Ach,“ sprach der König, „es sind Reformirte! Nun, das ist ihre eigene Sache. Wir herrschen nicht über die Gewissen; man kann wohl Protestant und doch ein treuer Unterthan sein, nicht wahr, Herr v. Schomberg?“

„Sire, davon habe ich Eurer Majestät vielleicht einige Beweise gegeben, und ich hoffe, lange genug zu leben, um dieselben wiederholen zu können. Es ist der Wunsch dieses jungen Edelmannes, mir in diesem Stücke nachzuahmen und Ihre Genehmigung zum Besitz einer Reitercompagnie zu erlangen.“

„Erlaubt ihm denn seine Einnahme nicht, dem Hofe zu folgen?“

„Ich halte ihn im Gegentheile für sehr reich an Besitzungen, Sire.“

„Nun, so mag er heirathen. Jetzt, da wir Frieden haben, ist das wohl das Beste, was er thun kann.“

Darauf entließ der König den Marschall und verließ das Zimmer, um zur Königin zu gehen.

Da nun René keine Hoffnung hatte, Fräulein v. Lampérière zu sehen und noch weniger, sie zu sprechen, so blieb er nicht länger, als die Bewillkommnungen der Herren v. Rohan, seiner sehr nahen Verwandten, erforderten, die, weil sie noch keine Ansprüche auf den Fürstenstand hatten, sich wohl gegen ihre Verwandten leutselig zeigen konnten.

Der Marschall v. Schomberg begleitete René'n zurück,

der ihn aber aus Ehrerbietung nach nichts fragte, weßhalb auch anfangs einiges Stillschweigen herrschte. Der junge Graf träumte schon von seiner Liebe, und es durchkreuzten eifersüchtige, bittere Gefühle seine Brust, als der Marschall ihn folgendermaßen anredete:

„Ich fürchte, daß wir einige Mühe haben werden, unsern Zweck zu erreichen.“

„Man darf sich also auf Niemanden verlassen,“ antwortete René, dessen Gedanke, durch die redende Stimme erweckt, sich unwillkürlich ganz laut aussprach. „Ich bin nicht glücklich,“ fügte er, sich besinnend, hinzu.

„Doch muß man auch nicht verzweifeln. Ich werde zum Herrn Cardinal gehen, wenn derselbe zurückkommt, und ich zweifle nicht, daß Ihr die Erlaubniß erhalten werdet, im Dienste des Königs und in der Eurer Geburt angemessenen Stellung, Euch Arme und Beine zerschmettern zu lassen.“

„Gewiß vermag der Cardinal viel,“ sprach René, der noch immer seinem eigenen Gedanken und zugleich auch dem Marschall antwortete; „man müßte aber vorher sehen....“

„Allerdings, weil die Zeiten eben so beschaffen sind. Ihr werdet wohl thun, wenn Ihr Euch indessen angenehm zu machen sucht, und zu diesem Behufe will ich Euch sagen, daß der König die trüben Gesichter nicht liebt. In Eurem Alter steht das auch nicht wohl an, trotz Eures jüngst gehabten Verlustes. Man muß in solchen Fällen die Vernunft zu Rathe ziehen, denn es ist ja das gemeinschaftliche Loos, einst seine Angehörigen zu verlieren.“

„Es ist aber auch selten und sehr traurig, so ganz allein zu stehen, wie ich!“

„Ihr müßt Euch also verheirathen, wie es mir der Kö-

nig gesagt hat. Er hat es gern, wenn man ihn in Allem nachahmt, und gewiß hat er auch nicht Unrecht, darüber zu wachen, daß die alten Namen nicht aussterben.“

Diese letzten Worte trafen zu richtig in René's Herz, als daß er sie hätte beantworten können; auch war er bereits in seiner Wohnung angekommen.

Der Hof war jetzt nur beschäftigt mit der Reise nach Saint-Jean de Luz, wohin der König von Frankreich und der König von Spanien sich begeben sollten, um einander zu umarmen und so den zwischen ihren Bevollmächtigten abgeschlossenen Vertrag zu ratificiren; Ludwig XIV. sollte überdies die Infantin von Spanien heirathen, was auch geschah. Jedermann machte seine Vorbereitungen, um bei dieser Vermählung mit der schicklichen Pracht zu erscheinen, denn es galt ja, dem Geschmacke des Königs durch den Reichthum der Kleidung zu schmeicheln, und zugleich ein nebenbuhlerisches Volk zu blenden, welches zu allen Zeiten sich durch Luxus in der Kleidertracht ausgezeichnet hat. Man kann wohl denken, daß die französischen Herren bei dergleichen Anregungen nichts sparten, um glänzend aufzutreten, und daß die Schneider Wunder thaten, um sie zufrieden zu stellen.

Vor der Abreise gab der Ober-Intendant Fouquet ein großes Fest in seinem Hause zu Vaux, dem Ihre Majestäten und der ganze Hof beiwohnten; trotz der Größe der Zimmer und der Gärten gab es ein ungeheures Gedränge und auch einige Unordnung. Man gab eine Vorstellung von Mollière's Preciösen, einem ganz bürgerlichen Lustspiele, welches, da es in einer, dieser edeln Versammlung voll-

kommen unbekannten Region vorgeht, derselben um so mehr gefallen mußte.

„Was denkt Ihr davon?“ fragte der König Herrn Dangeau, einen Halbadligen, welchem Boileau, entweder aus Gutmüthigkeit oder aus Bosheit, seine Satyre auf den Adel zugeeignet hatte.

„Sire, es ist nicht im spanischen Geschmacke, der bis jetzt auf der Bühne herrschend war. Es ist darin keine Verwirrung, nichts was überrascht; Alles ist einfach und erinnert an das, was man mit seinen Augen in der Stadt sieht.“

„Vielleicht ist es darum nicht schlechter,“ unterbrach ihn der König, „und eben das könnte wohl der Geschmack der Franzosen sein. Der Verfasser ist ein Mann von Geist.“

„Diese Bürger haben eine sehr ungemessene Art, sich auszudrücken,“ sprach die Königin Anna v. Oesterreich, deren Ohren so zart waren, als ihre andern Organe.

„Das ist nicht Molière's Fehler,“ entgegnete der König. „Uebrigens ist er auch zu bescheiden, um sein Talent an Leuten zu üben, die höher stehen, als er, ob sich deren gleich am Hofe wahrscheinlich so gut befinden, als in der Stadt.“

Nach dem Schauspiele war Ball und Abendtafel, und die Boskets wurden erleuchtet, so daß die Damen die freie Luft genießen konnten, ohne der Verläumdung Gelegenheit zum Reden zu geben. Der König, der wegen seiner nahen Vermählung das Decorum bewahren wollte, blieb zurück und plauderte mit der Königin und den Prinzessinnen. Allerdings war auch Fräulein v. Mancini da, deren Unterhal-

tung der König seit einigen Tagen zu suchen schien. Man weiß ja, daß die Nichten des Cardinals die gewöhnliche Gesellschaft der königlichen Familie waren. Das Gespräch verbreitete sich, wie es unter den vorliegenden Umständen ganz natürlich war, über metaphysische und verliebte Fragen, die noch nicht aus der Mode gekommen waren,

„Personen von einem gewissen Range,“ sprach der König, „sind sehr unglücklich, da sie niemals gewiß sein können, ob sie ihrer selbst wegen geliebt werden.“

„Mein Sohn,“ antwortete die Königin, „ich kann Ihnen sagen, ohne daß die mütterliche Liebe mich verblendet, daß diese Unruhe nicht bei Ihnen stattfinden darf.“

„Ist es denn auch nothwendig,“ sprach die Prinzessin v. Orleans, „die Eigenschaft von der Person zu trennen? Was mich betrifft, so meine ich, unser Rang ist ein Theil von uns selbst, so wie jeder andere Vorzug, und wenn es wahr ist, daß ein Schuhflicker Liebe einflößen kann, so ist das für die Fürsten kein Grund, sich zu betrüben, sondern vielmehr ein so gemeines Glück zu verachten.“

„Ich glaube,“ fiel die Königin ein, „es giebt keinen Stoff, wo meine Nichte nicht Etikette und Vorrang einzumischen verstände.“

„Meine Cousine,“ sprach der König, „hegt stolze Gesinnungen, welche ihrer Geburt wohl anstehen, und oft hat sie mich bei meinen Bemühungen unterstützt, die Größe unseres Hauses aufrecht zu erhalten. Jetzt übertrifft sie mich darin, den Fürstenstand im Allgemeinen emporzuheben; allein sie vergißt, daß man, wenn auch König, doch darum nicht weniger Mensch ist. Sie urtheilt bloß nach sich selbst und meint, es müsse immer möglich sein, sich nur von den Sor-

gen seiner Würde und den Hülfsquellen seines Geistes zu nähren, ohne einer Neigung, eines Umganges zu bedürfen, wobei das Herz betheiligt ist. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich mich nicht so stark fühle und daß ich sehr geneigt bin, die Zeiten zu bedauern, wo es einem Ritter — mochten sein Rang und sein Stamm auch noch so erhaben sein — gestattet war, mit Waffen bedeckt und mit weißem Schild umherzustreifen, seine Tapferkeit unter den Augen seiner Verlobten glänzen zu lassen und sich zum Herrn ihres Herzens zu machen, ehe er noch ihre Person besaß."

„Dieses Gespräch," sagte die Königin lachend, „erinnert mich an den Tag, wo Sie sich persönlich mit meinem Bruder schlagen wollten, um den Krieg Mann gegen Mann zu beendigen. Junge Leute werden nur von persönlichem Ruhme befangen, der jedoch der allergeringste ist."

„Es ist aber auch der Einzige, den Niemand streitig machen kann," entgegnete der König.

„Wenn Ihre Majestäten erlauben," sprach Mademoiselle, „so kann ich eine Geschichte erzählen, welche sich auf das bezieht, wovon wir sprechen, und die ich vor langer Zeit gelesen habe; sie hat mich aber sehr ergriffen und ist mir stets im Andenken geblieben."

„Das wird uns das Spiel erwarten helfen," sprach die Königin.

„Ich werde Euch um so lieber zuhören," meinte der König mit der wohlwollendsten Miene, „als man Euch, Cousine, für eine eben so angenehme Erzählerin, als kluge Rathgeberin ausgiebt."

„Eure Majestät erzeigen mir zu viel Ehre. Ich besitze nur etwas Gedächtniß und einen gesunden Menschenverstand;

mein Unglück aber hat gewollt, daß ich lange unbesonnen gehandelt habe und es nicht vergessen kann.“

„Ich weiß nicht und will nicht wissen,“ sprach der König, „auf was Ihr anspielt; aber thut uns den Gefallen und lasset uns nicht länger warten.“

„So will ich denn anfangen, muß Ihnen aber vorher berichten, daß die Geschichte sich in Asien zuträgt, aber in jenem Asien, dessen Existenz uns Fräulein von Scudery, wie ich glaube, zuerst entdeckt hat. Die Königreiche Mysien und Paphlagonien waren schon lange durch einen Krieg verfeindet, in welchem sie beide wechselsweise gesiegt hatten, durch welchen aber auch beide sehr geschwächt waren worden. Endlich fiel der Thron von Mysien an einen jungen König, welcher durch viele Siege seinen Gegner zwang, ihn um Frieden zu bitten und ihm, der Sicherheit wegen, seine Tochter zur Ehe anzubieten, denn der König von Paphlagonien stand bereits in einem gewissen Alter.“

„Da haben wir,“ unterbrach sie Ludwig, „zwei Reiche und zwei Könige, welche ich, bis auf die Namen, eher für europäisch, als für asiatisch halten möchte!“

„Eure Majestät werden sehen, daß es keineswegs der Fall ist,“ fuhr Mademoiselle fort. „Alle Aehnlichkeit hört hier auf, denn ohne vorläufig mit einem außerordentlichen Gesandten getraut zu sein, wurde die Prinzessin von Paphlagonien nach der Hauptstadt von Mysien geschickt, deren Namen ich aber vergessen habe. Ich erinnere mich nur, daß es nicht Paris war. Der Zug war zahlreich und prächtig, die Mitgift hingegen gar nichts; so war der Gebrauch der Zeit und des Landes. Man überbrachte dem Könige von Mysien bloß Geschenke, die mehr seltsam, als werthvoll

waren, als blaue Vögel, arabische Wohlgerüche, Stoffe von Stroh und überfeine Zuckerkörner, in deren Verfertigung sich die Paphlagonier auf das Höchste auszeichneten. Da die Prinzessin in einer Sänfte reis'te, so verlängerte sich der Weg sehr, bald bemächtigte sich ihrer die Langeweile, und ihre Ehrendamen wußten nicht mehr, was sie ihr erzählen sollten, denn damals war die Rede noch nicht von Moden. Die Prinzessin gähnte also beständig und aß fast nicht mehr. Der Gesandte ihres Vaters, ein alter, kluger Minister, der aber, wenn er auch jemals galant gewesen war, doch in den Geschäften ganz die Kunst vergessen hatte, Damen zu unterhalten, wurde trostlos ob dieser Traurigkeit und fürchtete, sie möchte ungünstig auf die Schönheit der Prinzessin und auf die Gesinnungen ihres Verlobten einwirken; allein er fand kein anderes Mittel dagegen, als die Sklaven, welche die Sänfte trugen, zu prügeln, um sie zur Eile anzutreiben. Die Prinzessin, welche gutmüthig und dazu sehr furchtsam war, verbot, die armen Menschen so zu drängen; immer herrschte jedoch ihre Langeweile, so daß sie endlich darüber weinte und Jedermann sehr hart anließ, daß man dieselbe nicht verscheuchen könnte. Als man nun eines Abends in einem Orangenwäldchen Halt gemacht hatte, um Zelte aufzuschlagen — denn in jenem Lande findet man wenig Städte — bot ein Minstrel seine Dienste dem Gesandten an, der ihn jedoch rauh entließ; allein die Prinzessin ließ ihn sogleich zurückrufen und wollte ihn hören. Nun, ich fasse mich kurz. Sie fand großen Geschmack an seiner Person und an seinem Gesange, hörte ihm einen großen Theil der Nacht zu und betrachtete ihn also auch, legte ihm Fragen vor, auf die er mit der größten Anmuth antwortete, forderte

ihn auf, sie während des übrigen Theiles ihrer Reise zu begleiten, und war ganz glücklich, als er einwilligte. Was den Gesandten betrifft, so schwebte derselbe in Wonne, und es gab nun bei der Prinzessin keine Langeweile, keinen Verdruß mehr, bei dem Minister keine Unruhe und für die Ehrendamen keine Verlegenheit und keine Vorwürfe mehr. Die Unterhaltung des jungen, schönen Minstrels war noch angenehmer als seine Stimme; vorzüglich besaß er die Kunst, feine Schmeicheleien zu sagen, die jedoch immer ehrfurchtsvoll und zart waren, und die Prinzessin fand bald mehr Vergnügen daran, ihn plaudern als singen zu hören. Bei einer sich darbietenden Gelegenheit zeigte er übrigens eine Eigenschaft, welche die Frauen, vorzüglich die aus großen Häusern, immer sehr geschätzt haben. Der Zug war nämlich durch eine Horde Araber angegriffen und fast in die Flucht geschlagen worden; allein der Minstrel stellte sich den Räubern entgegen, tödtete Mehrere derselben, sammelte die Leute der Begleitung wieder und erfocht endlich den Sieg. Diese That nahm vollends die Prinzessin für ihn ein, die sich ohnehin schon auf gutem Wege befand; sie zerriß ihren Schleier, um die Wunden ihres Vertheidigers zu verbinden, welcher nicht mehr an der Liebe zweifeln konnte, die er in diesem jungen, edlen Herzen entzündet hatte; jedoch muß ich zur Ehre der Prinzessin von Paphlagonien sagen, daß diese Geständnisse nicht in offenen Worten gemacht wurden, daß es keine ausgewechselten Pfänder, noch andere Thorheiten gab, und daß der Gesandte durchaus nichts bemerkte, sondern vielmehr sich vornahm, bei seinem Gebieter für diesen jungen, so tapfern Mann um eine Anstellung am Hofe nachzusuchen. Man kam endlich nach der Hauptstadt von

Mysien. Bei der Annäherung war die Prinzessin wieder traurig geworden, und ihr Begleiter war sehr froh, am Ende der Reise zu sein, denn er hoffte keine zweite Begegnung mehr. Die Prinzessin wurde dem zu ihrem Gemahl bestimmten Könige vorgestellt und war höchlich erstaunt, in demselben den Minstrel zu erkennen, und dieses Erstaunen war, wie man wohl denken kann, mit einem Vergnügen vermischt, welches aber nicht lange dauerte."

„Prinzessin," sprach der König zu ihr, „verzeiht, wenn ich gewünscht habe, Euch unter dem Schutz einer Verkleidung kennen zu lernen und zu prüfen. Ich will nur eine Prinzessin heirathen, deren Gefühle gänzlich ihrer Würde angehören, und die vor allen Dingen Königin sei. Ich habe den Uebermuth nicht, zu glauben, daß kein Mann, rücksichtlich der Annehmlichkeiten, mich übertreffen könnte, und Ihr habt mir keine Ursache gegeben, zu glauben, daß die Berücksichtigung Eures Ranges Euch abhalten dürfte, empfänglich dafür zu sein. Unsere Bekanntschaft wird sich also hier endigen. Ich verspreche Euch, mein ganzes Leben hindurch die Erinnerung an Eure Zuneigung, so wie den Schleier zu bewahren, mit welchem Ihr mein Blut getrocknet habt." —

Die Prinzessin konnte nichts entgegnen und mußte umkehren, wie sie gekommen war. —

„Also", sprach die Königin, „die Neugier des Königs war Ursache, daß der Krieg wieder begann?"

„Darüber schweigt die Geschichte," antwortete Mademoiselle.

„Ich wundere mich," sprach der König, „daß die Prinzessin sich über den Stand ihres Gefährten täuschen konnte."

„Das wird Eurer Majestät nie geschehen," sagte Made-

moiselle, welche auf bitter-süße Art ihren Hof machte, indem sie stets Lob und Satyre mit einander vermischte; „wenn es aber anders gewesen wäre, so hätte es keine Geschichte gegeben.“

„Das ist ganz richtig; nicht aber die Geschichte, über welche ich nicht entscheiden mag, sondern Eure Bemerkung, Cousine. Man hat mich nicht getäuscht, denn Ihr erzählt vortrefflich. Habt Ihr immer noch Eure Närrin?“

„Nein, Sire, sie hat mich verlassen. Vor wenigen Tagen kam sie mit ihrem Großvater, den sie, wie es scheint, wiedergefunden hat, um Abschied von mir zu nehmen. Sie sah ganz aus wie eine Fee in Gesellschaft eines Zauberers. Ich habe sie nicht so sehr bedauert, als die Capitor, welche immer lustig war und immer plauderte, anstatt daß Cabri zuweilen unausstehlich schweigsam war.“

„Sie hatte übrigens für eine Närrin einen großen Fehler,“ sprach der König; „sie war zu hübsch.“

Nun begann der König mit Fräulein von Mancini allein zu reden.

Drei, als Schäferinnen vom Lignon, das heißt in die Tracht, welcher man damals diese Benennung beilegte, gekleidete Fräulein waren eben die Vortreppe des Schlosses Vaux herabgekommen und hatten unten am Fuße derselben ihre Schäfer entlassen, welche, sie ehrfurchtsvoll grüßend und ohne auf der weitern Begleitung zu bestehen, sich entfernt hatten. Es waren wirklich drei niedliche, prächtige Schäferinnen. Ihre Kleider waren von lampassirtem Silberstoff mit rosenfarbenen Besetzungen, wozu sie Mieder und Schürzen von schwarzem Sammet trugen, nebst Manchetten und Brusttüchern von roher, holländischer Leinwand mit Gold-

und Silberspitzen auf allen Nähten. Sie trugen ihre schwarzen Haare ungepudert in fliegenden Flechten, und hatten Hütchen von schwarzem Sammet auf, die etwas auf die Seite gesetzt und ganz mit feuerrothen, rosenfarbenen und weißen Federn bedeckt waren. Auch die Schäferstäbe waren nicht vergessen worden und entsprachen dem übrigen Anzuge; sie waren lackirt, mit Silber beschlagen und mit ausgewählten Bändern versehen. Nur die Edelsteine gaben dieser zierlichen, glänzenden Tracht Verschiedenheit. Eine der Schäferinnen war geschmückt mit Diamanten, die andere mit Rubinen und die dritte mit Smaragden. Dieser Beschreibung füge man noch ganz liebenswürdige Gesichter hinzu, welche ihren Glanz nur der Jugend und Freude verdankten, die rundesten, weißesten Achseln von der Welt, Taillen von mehr als schäferlicher Feinheit, und man wird ohne Mühe glauben, daß wenig so glänzende, anmuthige Schäferinnen zu finden sind. Sie gingen in langsamen, abgemessenen Schritten bis in die Mitte einer breiten Allee, deren durchgesiebter Sand unter ihren, mit weißem Atlas zart bekleideten Füßchen keinen Laut von sich gab. Die Nacht war köstlich frisch, ohne kalt zu sein, der Himmel war mit leichten Wölkchen verschleiert, hinter denen kein Gewittersturm sich hätte verbergen können, kurz, es war eine jener Nächte, welche der Sommer und der Herbst freundschaftlich mit einander theilen. Die Boskets boten einen magischen Anblick dar. Sie waren eingehüllt in ein leuchtendes Netz, das gleich einem Phosphorschimmer die Bäume und Gebüsche zu umschweben schien, wo man allenthalben Lampen verborgen hatte, welche diese Wirkung hervorbrachten. Es war eine sanfte, nicht strahlende, aber ununterbrochene Hellung, welche die Blicke nach allen Rich-

tungen frei umherschweben ließ und dabei den abwechselnden Gegenständen, auf die sie trafen, ein seltsames Ansehen gab, das nichts weniger, als unangenehm war. Gruppen von schönen Damen und Herren, ganz bedeckt mit Gold, Silber und Emaille, glänzend und anmuthig, schweiften in den Alleen und um die Wasserbecken her, gingen, sich durchkreuzend, vorüber, ließen sich nieder auf die Rasenränder und Marmorbänke, und weder das Geräusch der Schritte, noch das laute Lachen, noch das Flüstern hinderten das Ohr, das reizende, melancholische Murmeln der Najaden von Vaux zu genießen, welchen der gute la Fontaine das Unglück ihres Gebieters, seines Wohlthäters und Freundes, so melodisch klagte.

Kehren wir zu den drei Schäferinnen zurück und nennen ihre Namen. Es waren Monsieur, Bruder des Königs, Fräulein von Gourdon und Fräulein von Lamperière. Monsieur hatte viel Zuneigung für Fräulein von Gourdon, welche auch zu den ledigen Damen der Königin Mutter gehörte. In diesem Augenblicke war er sehr beschäftigt gewesen, sie zu überreden, daß sie sich beim nächsten Fest als Mann verkleiden möchte; aber halb lachend, halb auch beißend, schlug sie es aus. Monsieur blieb stehen und suchte bessere Beweggründe aufzufinden, so daß Fräulein von Lamperière endlich allein und fern von ihren Gefährtinnen war. Louise war träumerisch und beinahe traurig; dennoch war sie wunderschön in diesem Anzuge, der ganz besonders für sie gewählt zu sein schien und dessen Rubinen auf wundervolle Art die Ebenholzfarbe ihres Haares und die blendende Weiße ihrer zarten Haut hervorhoben. Man hatte sie bereits wegen ihrer Schönheit und ihres Tanzes höchlich bewundert;

woher kam also der finstere Nebel, der ihre Stirn verdunkelte? War es nur einer jener Anfälle von Traurigkeit, die mitten in der Betäubung der Genüsse einer Seele entschlüpfen, die ihre Leere fühlt? War es Verdruß über die gleichgültige Haltung, welche der König, ihr gegenüber, plötzlich angenommen hatte? Waren es Gewissensbisse wegen der eigenen Unbeständigkeit? Oder wurde der Name René's nicht eher durch Ahnung, als durch Erinnerung in ihr Gedächtniß zurück gerufen? In ihrer Träumerei konnte etwas von diesem Allen sein; wenn man auf diese Weise urtheilt, wird man sich am wenigsten betrügen.

Der Graf v. Courchival hatte sich sorgfältig unter der Menge verborgen gehalten, um nicht von Louisen bemerkt zu werden, welche ihm dann würde ausgewichen sein; aber mit der Geduld, welche ein fester Entschluß giebt, suchte er ihr nahe zu kommen, wobei er übrigens das Vertrauen hegte, daß eine solche Gelegenheit ihm nicht fehlen könnte. Rasch verließ er einen Verwandten seines Vetters, den Ritter von Gordes, welcher ihm die beißendsten Schilderungen machte, ohne zu bemerken, daß er nicht angehört wurde, und stellte sich dem Fräulein von Lamperière in dem Augenblicke gegenüber, wo die Schöne am Ende der Allee stehen blieb, unentschlossen, ob sie zurückkehren, oder einen andern Weg einschlagen sollte; sie schwankte und ward unruhig, stieß aber keinen Schrei der Ueberraschung aus, denn sie war — wie es ihr Vater voraus gesagt hatte — schnell eine Frau am Hofe geworden.

„Wie, mein Herr, Ihr seid hier?“ sprach sie, ohne ihre Worte selbst recht zu wissen.

„Ich selbst, Fräulein,“ entgegnete René mit harter

Stimme, wobei er sich aber doch ganz ehrerbietig verbeugte. „Ihr seid sehr gütig, daß Ihr mir sogleich aus aller Verlegenheit helft und mir durch ein einziges Wort die Art und Weise andeutet, wie ich mich nun gegen Euch zu benehmen habe. Ich ersuche Euch, zu glauben, daß ich durchaus nicht gesonnen bin, Euch lange beschwerlich zu fallen. Ich habe Euch nur meinen Glückwunsch abstatten wollen zu der günstigen Veränderung, welche die Hofluft bei Euch bewirkt hat, und zu den angenehmen Hoffnungen, welche zu fassen Ihr berechtigt seid; aufrichtig bitte ich Euch aber um Verzeihung, daß ich es gewagt habe, Euch zu lieben. Lebt wohl!“

Er grüßte, ohne Antwort abzuwarten und entfernte sich schleunig. Der Ritter von Gordes glaubte, er sei verrückt, und entfernte sich dabei nicht gar zu sehr von der Wahrheit.

Einige Augenblicke nachher trat der Marquis von Vardes in den Salon, wo der König dem Spiele des Fräuleins von Mancini zusah, welche für ihn die Karten hielt. Der Marquis war außerordentlich bewegt, oder stellte sich wenigstens, es zu sein.

„Was habt Ihr, Vardes?“ fragte der König.“

„Sire, Fräulein v. Lamperière ist so eben im Garten ohnmächtig geworden, und ich habe sie nach dem Hause tragen helfen, denn es scheint nicht, als ob sie so bald wieder zu sich kommen würde.“

Der König machte eine Bewegung, als wollte er hinausgehen, hielt sich aber zurück und fragte nur:

„Wer war bei ihr?“

„Sire, ich glaube, sie war allein; aber eben hatte ein Edelmann sie verlassen, der wie ich glaube, ihr Landsmann ist und sich Graf von Courchival nennt.“

„Gut," sprach der König.

„Courchival?" fiel die Königin Mutter ein, die ein vortreffliches Gedächtniß hatte. „Das ist ein Mann, der in den Kriegen und Verschwörungen der vorigen Regierung eine bedeutende Rolle gespielt hat."

„Ja, wahrhaftig," sprach der König.

Und das Spiel ging fort, ohne daß im Zirkel des Königs von diesem Vorfalle weiter die Rede war; man sprach aber das Mehrere in den andern Gruppen, und der Schluß aller dieser Gespräche war: „Fräulein von Mancini hat den Vorzug."

21.

Ein junges Mädchenherz.

Am folgenden Tage erhielt René vom Herrn von Schomberg die Einladung, wegen einer wichtigen Angelegenheit zu ihm zu kommen.

„Der König," sprach der Marschall zum jungen Grafen, „läßt Euch verbieten, wieder am Hofe zu erscheinen. Er hat, um Aufsehen zu vermeiden, die Gnade gehabt, mir diesen Auftrag zu ertheilen."

„Sehr danke ich Seiner Majestät," entgegnete René, „vorzüglich aber Euch, Herr v. Schomberg."

„Das ist ein schlimmer Anfang," fuhr der Marschall fort, welcher nicht gewohnt war, zu schmeicheln. „Ihr habt auf eine gerade nicht ehrerbietige Weise zu einer Dame gesprochen, welche der König bemerkt hat. Das sagt man und fügt eine Menge Vermuthungen hinzu, welche gewiß bald als wahre Geschichten erscheinen werden. Ich mag Euch darüber nicht fragen; allein ich glaube, Ihr zweifelt nicht an dem Antheil, welchen ich an Eurem Unglück nehme, welches um so größer ist, als ich nicht im Stande sein werde, Euch zu dienen, denn ich gehe nach Portugal, wo ich das Vergnügen haben werde, ein Feind der Spanier sein zu können. Uebrigens fürchte ich, es wird Euch schwer werden,

die Gnade des Königs wieder zu erlangen. Wollt Ihr mit mir kommen?"

René dankte dem Marschall, wie er mußte, lehnte aber das Anerbieten desselben ab, zum Glück für uns und unsere Geschichte, welche hier eine zu phantastische Entwickelung gefunden hätte. Er gab keine Erklärung von sich, zu welchem Verhalten eine so neue Bekanntschaft ihn vollkommen ermächtigte. Uebrigens war auch unser Held gar nicht sehr mittheilender Laune und kümmerte sich nicht um das, was man vielleicht Sonderbares an ihm finden wollte. Er sagte nur, er könnte sich nicht so schnell entschließen, sein Vaterland zu verlassen, hoffte jedoch, der Beschluß, der ihn betroffen, würde nicht unwiderruflich sein, er selbst aber wäre jung genug, um einige Zeit zu warten.

Während dieser Unterredung trug der Graf v. Courchival eine Ruhe zur Schau, die sehr weit von seinem Herzen entfernt und keineswegs eine Folge der schmerzlich und unruhig zugebrachten, schlaflosen Nacht war. Als er nach Hause kam und allein war, überließ er sich einer Wuth, welche diejenigen Leute begreifen werden, denen es vorgekommen ist, sich nach einer Beschimpfung, die eben so blutig für ihr Herz war, als für ihren Stolz, in der Unmöglichkeit der Rache zu befinden. Umsonst sagte er sich, der Gegenstand seiner Liebe sei nur eine Unwürdige, die Ungnade, welche ihn träfe, sei nur scheinbar; er konnte sich nicht entschließen, Louisen die Leiden, die er für sie erduldet, noch dem Könige seine verachtungsvolle Nebenbuhlerschaft zu verzeihen, und seine Demüthigung wurde zum Groll. In Ermangelung einer aus dem Herzen kommenden Reue, erschien ihm die Rache wie eine Buße seiner Vergehungen,

denn er war noch weit entfernt, seine Erziehung und seine Religion abgeschworen zu haben, und noch brütete der Protestantismus in seinem Innern. Er war nur durch die Leidenschaft angelockt worden, die er bezwingen sollte, und als der Wind des Zorns über die Liebe hingezogen war, stieg dieselbe im Geiste des jungen Grafen in heftigen, finstern Stößen empor. René wälzte in seinen stürmischen Gedanken tausend blutige, unbesonnene Pläne umher, die natürlich, wegen ihrer Unhaltbarkeit, immer wieder zerstoben. Er hatte gesagt, er sei jung genug, um zu warten; nun, so entschloß er sich auch, zu warten und sein doppeltes Mißgeschick mit dem scheinbar gleichgültigsten Phlegma zu ertragen, während er die Gelegenheit verfolgen würde, seinen Zorn ausbrechen zu lassen. Schon war er einigermaßen gerächt durch die Verachtung, die er Louisen gezeigt, durch die Dreistigkeit, womit er an die Schranken gestoßen hatte, welche die Blicke des Königs um sie her errichteten, und das war genug, um ihn einstweilen zur Geduld zu bewegen. Er wußte, daß die protestantische Partei in Frankreich noch weit um sich greifende, tiefe Wurzeln hatte und daß es ihr nicht an Nahrungssaft, sondern bloß an Sonne und Bebauung fehlte, um neue, kräftige Zweige zu treiben. Der Name des jungen Grafen, so wie das Andenken und die Verbindungen seines Großvaters, mußten ihn schnell in dem Herzen dieser Partei selbst einweihen, und sein Ehrgeiz, sein unabhängiger Geist und sein Groll fühlten sich von dem Gedanken geschmeichelt, den Eid der Verschwörung in derselben einzuführen oder neu zu beleben. Schon schmeichelte er sich mit der Hoffnung, seinen Namen in die Ohren des Monarchen tönen zu lassen, der ihn, wie einen Knecht, von seinem

Hofe gejagt hatte, die hochfahrende Herrschaft desselben zu stören und vielleicht mit ihm zu unterhandeln. Sein hochgeborener Stolz empörte sich über das knechtische Wesen, das er am Adel des Hofes bemerkt hatte und welches so weit entfernt war von der halben Gleichheit, die früherhin zwischen dem Lehnsherren und seinen Lehnsleuten geherrscht hatte. Es wäre, seinen Gedanken zu Folge, schön gewesen, im Kampfe für die hinsterbende, um nicht zu sagen hingestorbene Feudalität zu sein und unterzugehen im Widerstande gegen den verheerenden Strom des absoluten Königthums. Die Bewegsgründe der Eigenliebe, welche sie hervorgebracht hatten, verloren sich bald in diesen großen Bedingungen; aber die Wunde seiner Liebe führte ihn oft zu dem Gedanken an Louisen zurück, und er konnte sich nicht enthalten zu seufzen, wenn er sich der süßen Gespräche erinnerte, dort, am Ufer des Rhone, unter den Pappeln und dem wilden Weinstocke, oder unter der alten Hagebuche. Von da wurde er auch wieder in die unglückliche Nacht versetzt, wo der letzte Seufzer seines Großvaters ihm geflucht hatte, und um die drückenden, schmerzlichen Vorwürfe seines Gewissens zu ertragen, mußte er sich waffnen mit zornigen Entschlüssen. Er gelobte sich, die Manen des Greises dadurch zu besänftigen, daß er ihnen den Geruch vom Rauche des Schlosses Lagny emporsendete, welches er gar nicht verfehlen könnte, einst in Brand zu stecken. Man sieht wohl, daß in diesen Träumen viele Jugend und vielleicht viele Liebe herrschte.

René dachte, wenn er so düsteren, kühnen Unternehmungen sich widmete, müßte er damit anfangen, sich natürliche Stützen zu verschaffen und nicht in der Absonderung zu blei=

ben, worin er sich in Bezug auf das Positive befand, während jedoch sein richtiger Verstand immer fortdauerte. Die vorgehabte Verbindung mit der reichen, mächtigen Familie von Serizy war hierzu wie gefunden, und er stand nicht mehr an, dieselbe einzugehen. Es war eben der Mühe werth gewesen, daß er sich und Andere so geplagt hatte!

Nachdem sich nun René zu dieser Verfahrungsart fest entschlossen hatte, reiste er von Paris ab, ohne vorher Jemanden zu besuchen, selbst seinen Vetter nicht, bei welchem er nur in Verlegenheit gekommen wäre und dem er aus verschiedenen Ursachen grollte, unter andern auch, weil er selbst sich rücksichtlich seiner eben auf eine Weise benehmen wollte, die gerade nicht aufrichtig war.

Das Schloß Serizy lag im obern Poitou, nicht weit von Chatellerault. Der Marquis von Serizy war General-Lieutenant der Provinz gewesen; aber schon lange hatte er diesen Posten verkauft, lebte nun ohne Anstellung und überließ sich ganz der Fürsorge für seine Besitzungen und den Angelegenheiten seiner Religion, welcher er gänzlich ergeben war. Er war ein kleiner, trockener Mann von guter Gesundheit, und von Charakter ganz das Seitenstück des verstorbenen Grafen von Courchival, obgleich weniger streng von Grundsätzen und nicht von so erhabenem Geiste. Er empfing René'n mit offenem Arme.

„Ich habe Euch von Tage zu Tage erwartet, mein Sohn," sprach er zu ihm. „Ihr habt lange gezögert, einen alten Freund Eurer Familie um Trost zu bitten."

René erzählte ihm, Geschäfte hätten ihn veranlaßt, nach Paris zu gehen, und dort hätte er den Hof besuchen

wollen; allein wegen des Namens und Andenkens seines Vaters hätte man ihn zurückgewiesen.

„Ja," sprach der Marquis, „ich weiß, daß sie dort ein gutes Gedächtniß haben; aber auch wir vergessen nicht."

Er stellte den Gast sogleich seiner Tochter vor. Genoveva Clotilde Angelica von Serizy war ein großes Mädchen von sechzehn bis siebzehn Jahren und gerade nicht schön, wenn Regelmäßigkeit zur Schönheit gehört; aber sie war sehr anmuthig und vom Kopfe bis zu den Füßen ihres hohen Standes würdig. Sie bezauberte beim ersten Anblick und enthüllte in jedem Moment neue Annehmlichkeiten. Ihre Augen waren nicht groß, aber die zu gleicher Zeit lebhaften und auch schmeichelnden Blicke, die jedes Mal aus denselben strahlten, wenn sie die Augenlider empor hob, entschädigten für jenen Fehler und ließen es gar nicht bemerken, daß sie weder schwarz, noch blau, sondern von einer jener unbestimmten, goldartigen Farben waren, die man etwas uneigentlich grau nennt. Ihre seidenweichen, dichten Haare waren ebenfalls weder blond, noch dunkel, sondern hellkastanienbraun. Ihr Mund war vielleicht groß; aber es blühte darauf immerwährend, ohne ihren Willen, ein so mildes, jugendliches Lächeln, daß man ihn gar nicht kleiner wünschen mochte. Ihr Profil war etwas gebogen, nicht so rein, wie die geraden Profile, und zeugte von freiem Ursprunge; ihre Hände, ihre Füße, ihr Wuchs und ihre Haut waren einer Schloßdame würdig. Allein himmlisch war ihre Stimme; mit etwas leisem, aber doch frischem und melodischem Tone drang sie bis zum Herzen.

René bemerkte das Alles nicht sogleich, denn er war ganz mit seinen politischen Gedanken beschäftigt, und die

Aufmerksamkeit, die er einem weiblichen Geschöpf gewidmet hätte, würde ihn nur haben an Louisen erinnern können, deren glänzende, streng regelmäßige Schönheit nicht dazu gemacht war, dem wogenden, bescheidenen Liebreiz des Fräuleins v. Serizy zu weichen.

„Hier ist,“ sprach der Marquis zu seiner Tochter, „der Graf v. Courchival, dessen Großvater mein theuerster Freund war, und den ich Dich bitte, als einen Bruder zu betrachten, denn für mich ist er wie ein Sohn.“

Das Fräulein antwortete darauf durch eine schöne Verbeugung zum Zeichen ihres Gehorsams und fing an, den jungen Grafen verstohlen zu betrachten, was ihr um so leichter wurde, als dieser sich durchaus nicht mit ihr beschäftigte. René hatte zu viel Züge der Aehnlichkeit mit diesem jungen Mädchen, als daß er ihr sehr gefallen konnte, denn obgleich seine Schönheit unbestreitbar war, so hatte er doch nicht das stattliche, ritterliche Ansehen, welches Frauen, vorzüglich aber junge Mädchen beim ersten Blicke verführt. Man mußte ihn studiren, um alle seine Vorzüge zu bemerken, und in diesem Augenblicke zeigte er sich eben in keinem Lichte, welches dieselben günstig hervorgehoben hätte. Die Heiterkeit war für seine weichen, feinen Züge nothwendig. Die Falten, welche der Kummer hineingegraben hatte, stimmten nicht zu dem ruhigen Ganzen, und die Furchen auf seiner Stirn paßten nicht gut und hatten auch nicht jenen Adel, der zuweilen so anziehend ist, wenn sie auf Stirnen erscheinen, welche deutlich ausgesprochene, kräftige Züge krönen. Seine kalte, zerstreute Höflichkeit hatte etwas Beleidigendes für ein junges Mädchen, welches an Aufmerksamkeiten gewöhnt war und dieselben liebte. Kurz, die Vergleichungen,

die sie zwischen ihm und seinem Vetter anstellen konnte, mußten für ihn sehr nachtheilig ausfallen. Dieser Letztere, ein schöner Cavalier in der ganzen Bedeutung des Wortes, hatte ein schwarzes, lebhaftes Auge, einen dunkeln Schnurrbart, eine erhabene Nase und ein offenes, braunes Gesicht. Er war in dem Andenken der sanften, romanhaften Genoveva geblieben, wie ein Heldentypus des Geliebten, den alle junge Mädchen sich unter der Rubrik eines Ehemannes träumen. Herr v. Quesmes hatte in vorigen Jahre, während seines Aufenthaltes in Poitou, das Schloß Serizy fleißig besucht und sich auf gut Glück hin eifrig mit der Tochter des Marquis beschäftigt. Da er wohl erfahren war im Umgange mit den Damen, geistreich und gut unterrichtet in der schönen Sprache, so war es ihm leicht gewesen, ein Kind für sich einzunehmen, dessen Herz kaum aufgeblüht war unter den Träumen der Jugend, und erst einen schüchternen Blick auf die geheimnißvollen Schatten der Liebe warf, um seine Augen sogleich wieder auf die lachenden Rasenplätze zu richten, auf welchen die sorglose Kindheit umherschwärmt. Ermüdet von den Ränken, von den plötzlichen Verbindungen und von Allem, was man damals Galanterie nannte, gefiel er sich darin, diese verschleierte, unbestimmte, kindische Liebe zu genießen, deren ganze Geständnisse und Gunstbezeigungen in einem Blicke, einem vorübergehenden Erröthen, einem gleichgültigen, aber mit bewegter Stimme ausgesprochenen Worte bestanden. Er reiste ab und nahm diese köstliche Erinnerung mit als den letzten Wohlgeruch seiner schon verhärteten, abgeblühten Jugend, der aber bei seinem herumirrenden Leben, und bei seinen Abenteuern bald verflog. So stand es jedoch nicht mit Genoveven; standhaft hatte

sie dieses erste Feuer in ihrem Herzen genährt, diese göttliche, reine Flamme, die so ganz geistig war, wie diejenige, die unsere ersten Eltern vor dem Sündenfalle vereinigen sollte und welche, wenn sie vor dem Erwachen der Sinne sich in der Seele regt, gewöhnlich verlodert, ohne zur Wollust ihre Zuflucht zu nehmen, ohne Asche zurückzulassen, aber nicht, ohne daß uns eine eben so dauerhafte, als ätherische Erinnerung davon bleibt.

In ihrer Unschuld glaubte sie sich an Anton gebunden. Zufrieden damit, unter dem Schatten von Serizy, oder Abends an ihren Fenster an ihn zu denken, während sie zu den Sternen hinaufblickte (was immer ein Symptom solcher unschuldiger Liebe ist), zweifelte sie gar nicht, daß er einst kommen würde, seine Rechte in Anspruch zu nehmen, und in dieser Hoffnung schlummerte sie friedlich ein. Neuerdings hatte sie sowohl die Erbschaft erfahren, die er gethan, als auch im Allgemeinen den übrigen Theil seiner Geschichte, und war nun, da sie ihn nicht kommen sah, ein wenig entmuthigt, aber weder beleidigt, noch erzürnt, denn kein irdisches Gefühl mischt sich in solche reine Flammen. Wir haben indeß gesehen, daß der Vicomte keineswegs das reizende Kind vergessen hatte; allein er hatte nicht geeilt, zu ihren Füßen zurückzukehren, wo er nicht anders hätte huldigen können, als durch seine Hand. Er hatte zuvor seine neue Lage und ihre Annehmlichkeiten genießen wollen. Fräulein v. Serizy war übrigens noch sehr jung, und so hatte er sich von seinem Vetter zuvorkommen lassen, auf dessen unbestimmte Entsagung er viel zu sehr traute. Genoveva war nicht ganz ununterrichtet von dem Plane, den man gemacht hatte, sie mit dem Grafen v. Courchival zu

verheirathen; allein dieser Plan hatte sie durchaus nicht beunruhigt, bis zu dem Augenblicke, wo der Graf lebendig als ihr zukünftiger Verlobter erschienen war. Sie entschlüpfte daher, sobald sie konnte, um in ihrem Gemache ihren Augen die Freiheit zum Weinen zu gestatten, und ihrem Busen die, zu schlagen und zu wogen, wie es das geschwellte Herz wollte. Das waren die ganzen Widersprüche, die sie sich gegen die Gewalt erlauben konnte, die sie erleiden sollte, ohne daß man es ahnete; denn obgleich ihr Vater für sie eine außerordentliche Güte hatte, so wäre es ihr doch niemals — eben so wenig, als allen den hochgeborenen Fräulein jener Zeiten des kindlichen Gehorsams — in den Sinn gekommen, daß es möglich wäre, einen Antrag ihres Vaters abzulehnen und ihm als Ursache dazu anzugeben, daß sie bereits über ihre Zukunft verfügt hätte. Die Abwesenheit des Herrn v. Quesmes ließ sie durchaus ohne Hülfe. Uebrigens ist es ungewiß, ob sie nicht mehr Kraft zum Widerstand in sich gefunden hätte, wenn ihr Zukünftiger alt, häßlich und abschreckend gewesen wäre, anstatt daß er schön und jung war. Wir glauben nicht, daß der Widerwille, den die Liebe nur gegen alles Andere, als den geliebten Gegenstand, einflößt, so weit geht, daß wir keinen Unterschied in den Personen machen. Dies sei gesagt, ohne die Binde Cupido's zu zerreißen, ohne Eingriffe in sein Blindheitsvorrecht zu thun, denn er bemächtigt sich unserer niemals ganz und läßt uns immer noch ein wenig Menschen, das heißt, mehr oder weniger vernünftig bleiben.

Der Marquis v. Serizy machte René'n sogleich bekannt mit den Hoffnungen, den Plänen und der Lage der Religion. Noch gab es viele hugenottische Edelleute, und unter ihnen

waren die Rohan, die la Force und die Roye die bedeutendsten. Die National-Synode der reformirten Kirchen in Frankreich sollte in sehr kurzer Zeit gehalten werden, und ob es nun gleich, wegen der Anwesenheit der königlichen Abgeordneten unmöglich war, bei derselben andere Sachen, als diejenigen, die sich auf die Institutionen bezogen, offenbar zu verhandeln, sollte sie doch dazu dienen, besondere, wichtigere Zusammenkünfte zu verbergen. Die Hugenotten rechneten auf den Tod des Cardinals, und Alles mußte, wenn derselbe eintrat, zum Ergreifen der Waffen bereit sein. In der unvermeidlichen Unordnuug einer Regierungsveränderung — denn damals regierten die Minister, die Könige hingegen gaben dazu nur ihre Namen her, und auch diese Hülle war noch sehr durchsichtig — würde es, wie man glaubte, leicht sein, sich zu Herren der alten Sicherheitsplätze im Poitou und im Languedoc zu machen, wo noch die Religion herrschte. Während der Kriege der Fronde, woran die Protestanten keinen Theil genommen, hatten sich dieselben sehr vermehrt; die Einigkeit, welche unter ihnen herrschte, hatte ihre Kräfte sehr vermehrt, und sie konnten hoffen, nicht allein ihre alten Privilegien wieder zu bekommen, sondern auch neue zu erlangen. Die ganze Partei hatte sich heimlich organisirt, es waren Anführer ernannt, wie auch Sammelplätze bestimmt worden, und an einem, noch festzusetzenden Tage konnte eine Armee von hunderttausend Mann, welche durch die Gewohnheit persönlicher Vertheidigung kriegsgeübt, durch den Fanatismus aber noch furchtbarer waren, als durch die Anzahl, diesem vom Blut ihrer Väter getränkten Boden entströmen. Es ist wunderbar, zu sehen, wie sich die Menschen immer zu einem An-

griffs- und Zerstörungswerke verstehen und vereinigen, während sie so lau und getrennt sind, wenn es darauf ankommt, zu widerstehen und zu bewahren; aber der Besitz entnervt, und nur diejenigen, die nichts haben, sind fähig zum Handeln. Man sehe Rom auf seinen Hügeln erstehen, um die Welt zu erobern; als es zum römischen Reiche geworden war, als es bei der Theilung seines Gebietes jeden Bürger ein Königreich geben konnte, da unterlag es dem Anprallen einiger unbekannten, barbarischen Horden, die seine Waffen ehemals in ihren Sümpfen und Eiswäldern verachtet hatten. Man sehe Gallien, unterjocht und zerrissen durch eine Hand voll Franken! Man sehe Asien, Afrika, Griechenland und Spanien, verschlungen durch ein Herr von Arabern, die nichts wissen, als gerade vor sich hin zu gehen und in Frankreich nur durch die Hand Gottes aufgehalten werden! Ueberall gehört der Sieg den Kühnen, denen, welche den ersten Streich führen. Der Mensch ist nicht wie der wilde Eber, denn der Anblick des eigenen Blutes macht ihn schwach, während das Thier von seiner Wunde nur den Schmerz fühlt, der es erzürnt. Der Mensch fühlt in der seinigen den Tod, welcher ihn schreckt; das Blut seines Gegners aber ermuthigt ihn und regt sie auf, als ob es einen fleischfressenden Instinct gäbe, den die Civilisation nicht gänzlich hätte zerstören können.

Der Marquis von Serizy war sehr ärgerlich über die Bekehrungen oder Apostasien, welche unter den, zum Hofe gehörenden Protestanten immer häufiger wurden; denn er betrachtete die Sache des Adels als innig verbunden mit der des Protestantismus. Diese, damals in großem Ansehen stehende Meinung, welche den Untergang des Adels herbei-

führte, hatte ihren Ursprung in den Kriegen der Ligue, damals, als ein gemeinschaftlicher, obgleich sehr verschieden motivirter Widerstand zwei eben so verschiedene, um nicht zu sagen, ganz entgegengesetzte Sachen, mit einander vermischt hatte. Der Adel stand auf, um diese Meinung eben so den Eingriffen der königlichen Gewalt wie der Volkskraft entgegenzusetzen. Die Reform, eine Feindin aller damaligen Institutionen, aber noch zu schwach, um offen gegen dieselben anzudrängen, stützen sich auf diejenige, die sie am schnellsten an sich ziehen konnte. Die Großen ließen sich zu Neuerungsgedanken verleiten, die für sie eine Modesache wurden und deren Bereich sie weder begriffen, noch berechneten. Um nun mit einer flüchtigen Waffe recht unbesonnen zu spielen, begingen sie den übergroßen Fehler, mit ihrer ganz privilegirten Unabhängigkeit die Grundsätze einer allgemeinen Unabhängigkeit zu unterstützen, die sich nothwendig späterhin gegen sie selbst kehren mußten, wenn sie ein Mal sich mit den Volksmassen vermischt hatten, die noch widerspenstiger und hartnäckiger sind. Wir haben die blutige Katastrophe und die beklagenswerthen Folgen dieses treulosen Kampfes gesehen und sehen sie noch, also wird es uns leicht, das Verfahren des Adels in allen diesen Umwandelungen zu beurtheilen und zu analysiren; aber der Marquis v. Serizy, und die andern Alle, waren mitten in der Finsterniß erzogen und erblickten in dem Protestantismus nichts weiter, als eine religiöse Streitsache, welche aufrecht zu halten und materill zu unterstützen, ihre Ehre erforderte. So glaubten sie nur eine Handlung des Freimuths, der persönlichen Freiheit auszuüben und ganz einfach ihr adliges Recht des Widerspruchs zu bewahren, ohne zu bedenken, daß

dieses Recht sich ausdehnen und ihnen endlich gar nachtheilig werden könnte. Vielleicht wurden sie auch heimlich durch das Bedürfniß angeregt, Krieg zu führen, welches in den Lehnsgeschlechtern durch die Ritterkämpfe eingewurzelt war.

René, der im Aufruhr nichts als eine unmittelbare Rache suchte, nahm ohne Widerspruch alle Gründe des Marquis an, und der Greis, der entzückt war über des jungen Grafen Willfährigkeit und Feuer, um zur Ausführung zu kommen, weihte ihn rasch in den ganzen Mechanismus und in die geheime Wirkung dieses großen Körpers ein, der äußerlich nur zu vegetiren schien, aber seinen Ehrgeiz und seinen Groll unter einer verstellten Erstarrung barg. Der junge Graf redete auch bald von seinem Wunsche, die, von seinem Großvater und dem Marquis beabsichtigte Verbindung rasch zu schließen, und der Marquis erklärte dieses Verlangen für sehr weise, sich selbst aber durch dasselbe für hoch geehrt, worauf man beschloß, die Vermählung in möglichst kurzer Frist zu vollziehen, um sich dann gänzlich den Geschäften widmen zu können. Der Marquis theilte sogleich diese Anordnung seiner Tochter mit, welche mit der, unter solchen Umständen üblichen Zwangsphrase antwortete, sie hätte keinen andern Willen, als den ihres Vaters. Nun, freilich hatte sie da nicht gesagt, sie hätte auch keinen andern Wunsch!

So sehr auch René mit der, ihm so peinlich gewordenen Erinnerung an seine erste Liebe und mit seinen großen Plänen beschäftigt war, so konnte er doch nicht umhin, die ernste, fast zerknirschte Miene zu bemerken, womit Genoveva die Mittheilung ihres Vaters aufnahm. Er wußte jedoch wohl, daß zwischen ihr und seinem Vetter nicht ein einziges

Wörtchen der Liebe gefallen war, und die große Jugend des Fräuleins verscheuchte auch jeden Gedanken an eine geheime Leidenschaft, wenn man immer einem so unbestimmten, verschlossenen Gefühle den Namen Leidenschaft geben kann. Er glaubte ferner, sie wäre durch das Uebereilte dieser Anordnung, vielleicht auch durch das träumerische, schweigsame Betragen des Gatten geschreckt worden, den man ihr so an den Hals warf und welcher ihr keine sehr lachende, anmuthige Ehe versprach. Trotz der unduldsamen Stimmung seines Alters, welche ihn verleitete, alle Frauen für Louisens Verrath, und alle unverheiratheten Männer für den Schimpf, den er vom König erfahren hatte, verantwortlich zu machen, fühlte doch der, von Natur großmüthige René einiges Erbarmen für dieses unschuldige Opfer, auf welches er unerbittlich sein eigenes Unglück einstürzen ließ, und er wollte der Armen wenigstens den Rand des Kelchs versüßen, aus welchem sie doch nun einmal trinken sollte. Er fühlte, oder glaubte zu fühlen, daß er ihr niemals würde die Liebe gewähren können, die sie gewiß verdiente und aus welcher ihre zärtliche, reizbare Organisation ihr vielleicht ein Bedürfniß machte; also mußte er ihr wenigstens die Aufmerksamkeiten bezeigen, auf die sie ein Recht hatte und welche sie täuschen konnten.

22.

Fortsetzung.

Schon war der Tag der Vermählung festgesetzt, welche im Schlosse sollte gefeiert werden, und sowohl dieser Umstand, als auch das zurückgezogene Leben, welches der Marquis schon seit langer Zeit führte, kürzten die Förmlichkeiten sehr ab. Beim Contract konnten keine Schwierigkeiten Statt finden, da Fräulein von Serizy die Tochter und Erbin der Güter ihrer Familie war, und René um keines Menschen Einwilligung nachzusuchen hatte. Der Graf hatte also volle Freiheit, mit Fräulein von Serizy zu sprechen, und der Marquis, der ganz mit Briefwechsel und nächtlichen, gelehrten Ausarbeitungen beschäftigt war, ließ Beide gar oft allein. Genoveva gewöhnte sich schnell an René's Gegenwart und suchte nicht mehr ihn zu vermeiden; allein sie blieb immer zurückhaltend gegen ihn und antwortete ihm so kalt und kurz, daß die Gespräche immer bald stockten. Wie bei René hatte das Nachdenken einen großen Theil ihrer Erziehung ausgemacht, und ihre Organisation war zu gleicher Zeit logisch und exaltirt, denn das einfache, einsame Leben trägt dazu bei, diese Eigenschaften, die sich nur scheinbar von einander ausschließen, im Geiste zu entwickeln; keinesweges trug sie jedoch in ihrem Innern jenes unruhige Gift, jenen Drang nach Bewegung, das traurige Vorrech

des männlichen Geschlechts, dessen die Frauen sich mit Ausnahme anmaße, und nur dann, wenn sie dahin gerissen werden vom Strudel der Verderbniß. Sie war für ein zärtliches Eheleben, für eine innige, in sich selbst concentrirte Vereinigung geboren und glich dem treuen, schmeichelnden Epheu, der gern dieselben Zweige umschlingt, gern seine Umarmungen desselben Stammes verdoppelt, aber auch den ganzen Baum einnimmt, ihn die wehenden Zephyre nur durch seine Blättergewinde einathmen läßt, ihn zu gleicher Zeit schützt und gefangen hält, schmückt und beraubt, verschlingt und unterstützt. Obgleich die Schalen des Epheu's und der Pappel anfangs über einander hingleiten, so vereinigen sie sich doch endlich durch die Reibung, die zwar anfangs nur schwach ist, aber mit jedem Jahre stärker wird, und bald vermischen sich ihre Säfte und ihre Blätter dermaßen, daß man sie nicht mehr unterscheiden kann. Vielleicht war dies der Fall bei Genoveva und bei René'n, vielleicht waren ihre Seelen vermählt; ihre Charakter hatten aber nichts mit einander gemein, als die Oberfläche, und das Zurückstoßen, welches die Natur zwischen zwei beseelten Wesen einer und derselben Gattung eingeführt hat, konnte nur augenblicklich sein, dafern nicht Unglück und Wahnsinn, welche die Menschen verleiten, sich selbst zu zerreißen, zwischen ihnen irgend einen Umstand, irgend eine Thatsache als unübersteigliches Hinderniß aufstellten.

René wurde endlich etwas gereizt über das hartnäckige Schmollen Genoveva's, denn in seinen Jahren ist es schwer, lange unempfindlich bei der Geringschätzung eines weiblichen Wesens zu bleiben, selbst eines solchen, welches über uns

keine Gewalt der Verführung ausübt, und hierzu trägt Eigenliebe eben so viel und noch mehr bei, als Liebe.

Beide saßen eines Abends auf einer bemoosten, von einer alten Eiche überschatteten Rasenbank in der Mitte eines sternförmig durchbrochenen Holzes, welches an die Schloßgärten stieß, und die Natur bekam bei den Strahlen der untergehenden Sonne das Ansehen einer melancholischen Pracht. Den Westen erfüllten purpurne Dünste, welche mit dem Nebel der entgegengesetzten Seite verschwammen, und die Rosenfarbe, welche die Atmosphäre überzog, war kein Hinderniß, die zunehmende Frische zu fühlen; die Schatten bebten unter ihren goldenen Gewändern und bereiteten sich, das Leichentuch umzunehmen, womit sie der Winter bekleidet — ein vorübergehender, wieder geboren werdender Tod in der Pflanzennatur. René und Genoveva beobachteten das gewöhnliche Stillschweigen und wendeten einander halb den Rücken zu, indem der Eine den Untergang der Sonne betrachtete, und die Andere den Hals eines schönes Schwanes streichelte, der ihr vertraulich gefolgt war und sich zu ihren Füßen auf den feuchten Sand gelegt hatte. Beide träumten, oder ließen ihren Gedanken freies Spiel, und zeigten dabei Physiognomien, die ganz zu dem Rahmen stimmten, der sie umgab.

René verglich diesen ernsten, stillen Abend mit dem frischen, sanft rauschenden Morgenstunden am Ufer des Rhone; sein Schicksal hatte gleichen Schritt gehalten mit dem Jahre. Nach dem Lenze, wo er die ersten Düfte der Blumen und der Liebe eingeathmet, hatte ihm der Sommer Gewitterstürme und Feuer der Eifersucht gebracht, und es hatte nur einer Jahreszeit bedurft, um seine Täuschungen

und Hoffnungen — dieses Frühlingsgrün seiner Jugend — welk zu machen. Entmuthigung und Kraftlosigkeit hatten sich seiner Seele bemächtigt, so wie der Herbst auch die ganze Natur ergriffen hatte, und er fühlte schon zwischen diesen traurigen Zeichen hindurch die Kälte der endlichen Erstarrung, so wie man den Winter schon bei des Herbstes Unfruchtbarkeit im Voraus empfindet. Sein Zorn — das einzige Gefühl, welches noch zu seiner, vom Sturme gepeitschten und niedergeschlagenen Seele gelangen und in welchem sein Dasein sich erheben konnte — wurde schon stumpf, rostig und untergraben von der Ungeduld, diesem ersten Symptom der Schwachheit. Er hatte sich empört und erschrak nun über die Zeit, welche die Ausführung seiner Rache forderte. Die Gelegenheit abwarten! Abwarten den Tod eines Ministers und das Zusammentreffen von hundert verschiedenen Willensmeinungen, von hundert, auf ganz verschiedene Art eigennützigen Absichten! Wußte er denn selbst, wie weit er kommen würde? Wußte er denn, ob nicht sein Wille in Kurzem durch eine jener moralischen Lähmungen erstarren würde, die so oft auf große Erschütterungen der Seele folgen?

Kurz, René empfand wohl den niederschlagenden Einfluß der Jahreszeit und der Dämmerung, worin man am aufgeregtesten ist, wenn der Schmerz nur neuerdings verwundet hat, und er fühlte das Bedürfniß, zu reden, sich zu seiner jungen Gefährtin zu wenden, zu diesem Kinde, welches das traurige Schicksal zu ahnen schien, von dem es nun bald so eng sollte umschlossen werden. So fühlt auch der Säugling, wenn von außen der Sturm heult und ächzt, das dringende Bedürfniß, sich an den Busen der Mutter zu

schmiegen, weniger, um seine Glieder zu wärmen, als um seinen Geist zu beleben, welchen die Trauer der Natur niederdrückt.

„Nicht wahr,“ sprach René mit einer Stimme, welche ihre Unbiegsamkeit so ganz verloren hatte, daß sie Genoveva gar nicht schreckte, als sie den Monolog ihrer Gedanken unterbrach, „nicht wahr, es ist seltsam, uns auf diese Art, nur durch eine Uebereinkunft unserer Väter, für das ganze Leben verpflichtet und verbunden zu sehen? Wie kommt es aber, daß die Menschen, welche mit den Plänen, die sie für sich selbst machen, fast immer scheitern, einen solchen Einfluß auf die Zukunft ihrer Kinder üben können? Will die Vorsehung uns das väterliche Ansehen achten lehren, indem sie dasselbe gegen die Angriffe des neckenden Zufalles beschützt? Auf diese letztere Art kennen wir uns aber noch weniger, als man sich doch gewöhnlich kennt, ehe man sich durch die Heirath verbindet, und ein Wort unserer Väter hat uns aller vorläufigen Reden entbunden.“

„Das ist wahr,“ erwiederte Genoveva.

„Ist es ein Glück, oder ist es ein Unglück?“ fuhr René fort; „ich weiß es nicht und werde nie so verwegen sein, eher, als nach dem Ausgange, darüber zu entscheiden.“

„Das ist wohl das Sicherste,“ sprach Genoveva, welche durch René's Pausen zur Antwort gezwungen wurde.

„Ach,“ fuhr der junge Mann fort, „wie glücklich seid Ihr, Fräulein, daß Ihr Eure Blicke nie jenseits dieses schönen Aufenthalts gerichtet habt, wo Ihr geboren, wo Ihr erzogen seid! Ach, es ist wohl sehr grausam von mir, meinen Schatten in Eure lachende Sonne zu werfen, aber es muß, es muß durchaus geschehen. Ich würde Eurer Hand

entsagen, wenn ich es könnte; aber unsere Verbindung wurde dort oben geschlossen."

„Wie das?" fragte Genoveva.

„Seid Ihr niemals durch einen geheimnißvollen, tyrannischen, unerklärlichen Einfluß hingerissen worden, auf eine Weise zu handeln, die Eure Vernunft mißbilligte? Habt Ihr nie Euren Willen gleichsam umkettet gefühlt von dem Willen des bösen Geistes? Nein, das ist Euch ganz gewiß nie geschehen, denn Eure Seele, so rein wie die des neugeborenen Kindes, muß ja stets beschirmt werden durch die Flügel Eures Schutzengels! Ihr lebet, ohne etwas zu wünschen, ohne etwas zu bedauern; nie streiften Eure Blicke jenseits der Schatten von Serizy, jenseits des morgenden Tages, und die Zukunft ist für Euch ein gleichgültiges Räthsel; die Vergangenheit aber ist in Eurem Gedächtniß ein unschuldiges, frohes Lied, welches Ihr auch wieder singet würdet, wenn meine unwillkommene Gegenwart es nicht auf Eure Lippen zum Schweigen brächte."

„Aber Ihr selbst," sprach darauf Genoveva, deren Neugier durch diese halbdunkeln Worte erregt ward, „Ihr selbst verlaßt ja eben erst den Ort, wo Ihr aufgewachsen seid? Ihr habt weder die Welt, noch den Krieg gesehen, und den Hof — kaum; nie habt Ihr also dies Alles erfahren?"

„Seht," antwortete der Graf „diese Falte, welche meine Stirn in der Mitte theilt — sie war vor einem Jahre noch nicht vorhanden; wenn aber der Keim solcher Pflanzen in unserer Seele liegt, so braucht es keiner langsamen Leiden, um dieselben äußerlich hervorzubringen; und schon gebeugt von den Unfällen meiner Väter, brauchte ich nur den ersten Schmerz noch, um zertrümmert zu werden."

„So habt Ihr Ihn denn sehr geliebt?“ .

„Wen?“ fragte plötzlich beunruhigt René, der anstatt Ihn, Sie verstanden hatte.

„Nun, Euren Großvater,“ entgegnete Genoveva ganz einfach mit einem Tone, der den jungen Grafen beruhigen mußte, welcher nun sprach:

„Ja, sehr habe ich ihn geliebt, und auch er war das einzige Wesen auf der Erde, welches mich liebte. Jetzt stehe ich allein!“

„Mein Vater liebt Euch sehr,“ sagte das Mädchen mit schwacher Stimme.

„Das ist wahr, und ich habe Unrecht, seine Freundschaft für nichts zu rechnen; aber in meinem Alter fühlt man das Bedürfniß, einzig, mit unumschränktem Gefühl geliebt zu werden, wie uns eine Mutter, oder ein alter Vater liebt. . . . . .“

„Ich empfinde,“ unterbrach ihn Genoveva, „etwas von diesem geheimen Einflusse, wovon Ihr eben spracht und welcher uns gegen unsern Willen beherrscht. Es scheint mir, wenn ich mich weigern wollte, Euch zu heirathen, so würde meine Zunge nicht vermögen, das Nein auszusprechen.“

„Diese Heirath erschreckt Euch wohl sehr?“

„Ich bin so jung, und . . . . .“

„Und ich so alt? Das wolltet Ihr doch wohl sagen?“

„Nein, gewiß nicht; aber wir kennen uns noch so wenig.“

„Kennt man einander wohl jemals ganz? Können die Menschen sich nicht verstellen? Zum wenigsten aber werdet Ihr mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, einzugestehen, daß ich mich gegen Euch nicht geschminkt habe. Ach, Geno-

veva, verzeiht mir, daß ich Euer so reines mit einem schon getrübten Schicksal verbinden will! Aber ich kann so abgesondert nicht stehen bleiben und bin wahrlich mehr zu beklagen, als zu tadeln. Ich glaube, Ihr seid gut . . . . .“

René ergriff die Hand Genoveva's, welche ihn mit dem Ausdruck erstaunten Mitleids ansah und ihn gewähren ließ; er drückte schwach und ehrerbietig seine Lippen darauf.

Der Marquis von Serizy, welcher in einer von den, auf die Rasenbank mündenden Alleen herkam, war Zeuge ihres scheinbaren Einverständnisses und sprach lächelnd zu ihnen:

„Meine Kinder, Ihr vergeßt ja die Zeit! Ihr vergeßt es, daß die Abende anfangen, kühl zu werden, vorzüglich im Walde.“

Und der vortreffliche Mann küßte seine Tochter auf die Stirn, drückte René'n die Hand und führte ihn dann hinweg, ihm einige Briefe mitzutheilen. Das war die ganze Erklärung, welche die Verlobten vor der Feier ihrer Vermählung hatten, die acht Tage darauf Statt fand. Als ob sie Beide sich der Schwachheit schämten, zu der sie sich hatten verleiten lassen, verfiel René wieder in seine finstere Träumerei, Genoveva in ihre kraftlose Zurückhaltung, und sie vermieden einander, als wenn sie deßhalb überein gekommen wären; aber an den seltenen Worten, die sie wechselten, hätte man doch weichere Töne, innigere Gefühle bemerken können, welche durch die flüchtige Berührung ihrer Seele hervorgebracht wurden und ein unwillkürliches Einverständniß zwischen ihnen bekundeten. Zwei Gemüther, welche oft einander allein gegenüber stehen müssen, zeigen

sich niemals ungestraft auch nur ein Eckchen ihrer Nacktheit, und wäre es nur auf einen Augenblick.

Der schicksalschwangere Tag erschien endlich. Der Marquis und der Graf waren den Tag vorher nach der Stadt gegangen, um die nöthigen Einkäufe und Anordnungen, so wie auch einige Einladungen zu besorgen. Da René gewünscht hatte, daß die Vermählung bis zum letzten Augenblicke geheim bleiben möchte, so hatte man keine Briefe in die Ferne geschickt und Fräulein von Serizy war im Schlosse allein mit einer alten Base ihres Vaters, welche Mutterstelle bei ihr vertreten sollte.

Genoveva war frühzeitig aufgestanden. Der Gedanke an die Veränderung, welche dieser Tag ihrem Dasein bringen sollte, dieser Gedanke, über dem sie, wegen des nahen Bevorstehens gar nicht mehr betäubt werden konnte, hatte gleich beim Erwachen ihr Herz gefaßt, und in ihr ganzes Blut eine fieberhafte Unruhe gegossen. Bei einer so empfindlichen Natur, wie die ihrige war, würde die Vorstellung der Heirath immer ein furchtsames Frösteln erregt haben, welches durch die ernsten Vorbedeutungen, unter welchen diese hier sollte vollzogen werden, und durch die Ursachen des Abstoßens, die wir erzählt haben, allerdings noch peinlicher wurde.

Noch hatte die Sonne den Reif nicht weggeküßt, mit welchem die Nacht die Ebene bestreut hatte, da lustwandelte Genoveva schon im Holze; langsam und mit gebeugtem Haupte ging sie dahin über die rascheln den, trockenen Blätter, welche den Boden bedeckten, und lauschte der klagenden Harmonie, welche ihnen entströmte, denn die eingebildeten Schmerzen eines aufrichtigen, jungen Gemüths verschleiern

sich gern mit herbstlichem Nebel, von welchem sie Linderung erhalten. Alsdann haben wir es auch gern, wenn man mit uns weint und auf diese Art uns tröstet; allein die wirklichen Schmerzen eines vorgerücktern Alters müssen sich an der Sonne wärmen. Eine kalte Natur lastet auf ihren wahrhaft vorhandenen Wunden, und was die Thränen vorübergehender Gefühle betrifft, so weiß man, was diese gelten, denn man hat ja genug am innern Kummer, um noch außerhalb Ursachen zur Rührung zu suchen. Da leidet man die Schmerzen, und in der Jugend ersinnt man sich dieselben und nährt sie, so viel man es vermag. So nährte auch Fräulein von Serizy die ihrigen, während sie in einer Allee lustwandelte, welche sie ganz heimlich in ihrem Herzen die Erinnerungs-Allee benannt hatte. Hier hatte ihr Herr von Quesmes die hübschesten Redensarten vorgesagt und die bewegtesten und bewegendsten Blicke auf sie geheftet. Auch wollte sie Abschied von dieser Allee nehmen, ja, sie dachte sogar daran, dieselbe sperren zu lassen, und so zu verhindern, daß fernerhin Jemand hindurch ginge. Reizendes, unschuldiges Kinderspiel, wie es unter Schläfen erblüht, die noch beschattet sind von jenen blondern, seidenern Locken, welche die Stirn der Kinder umwallen und welche die Unschuld für die der Jungfrauen bewahrt! Als Genoveva sich eben am meisten in ihre Erinnerungen, in ihre Hoffnungslosigkeit vertieft hatte, hörte sie in den Blättern das Rauschen eines eilenden Schrittes, und als sie sich umsah, erblickte sie eine Person, die sie gewiß am wenigsten erwartete — Herrn von Quesmes. Sie glaubte anfangs zu träumen; allein er war es dennoch. Er war im Reisekleid, gestiefelt und gespornt, und hatte die Peitsche in der Hand, was bei einem

so galanten, so förmlichen Cavalier eine große Eile bekundete. Ferner war er sehr blaß und abgezehrt, wahrscheinlich eine Folge seiner Verwundung; aber in den Augen Genoveva's, welche von diesem Umstande nicht wußte, konnte es auch für eine schmerzliche, innere Bewegung gelten. Trotz der Ueberraschung hatte sie, mit der furchtsamen Schaam ihres Alters, sogleich Alles, was sie bewegte, in ihre Seele verschlossen, und keine Spur davon war auf ihrem, von der kühlen Morgenluft leicht gerötheten Antlitz geblieben. Sie hatte schon im Voraus etwas von der Würde der Hausfrau angenommen, die, wenn sie auch nicht Meisterin der Eindrücke ihres Herzens ist, doch gar wohl fühlt, daß sie dieselben wenigstens nicht darf sichtbar werden lassen, sondern alles Klopfen unter den keuschen Falten des hochzeitlichen Schleiers verbergen muß.

„Mein Fräulein," sprach der Vicomte nach den ersten Höflichkeiten, „ich bin glücklich inspicirt gewesen, denn ohne davon benachrichtigt worden zu sein, komme ich noch gerade recht zu Eurer Vermählung, an welcher ich doppelten Antheil nehme, Euretwegen sowohl als auch wegen meines Vetters."

Die arme Genoveva konnte diese doppelsinnige Rede nur durch eine Verbeugung beantworten und mußte sich kräftigen, ehe sie es wagen durfte, zu reden.

„Ich habe die Kunde davon zu Blois bekommen," fuhr Anton fort, „ich bin geeilt, um der Feier beizuwohnen, und hoffe, daß meine Gegenwart nicht als unbescheiden wird betrachtet werden."

Eine zweite Verbeugung des Fräuleins erfolgte hier.

„Jedermann findet diese Verbindung außerordentlich

gut gewählt, und ich besonders, denn sie ist ganz gemacht, mich zu entzücken. Meine Beistimmung ist ohne Zweifel sehr überflüssig; wollte man aber nur von Dingen reden, die uns unmittelbar berühren, so würde die Unterhaltung sehr beschränkt sein."

„Mein Vater," sprach Genoveva, „wird erfreut sein, Euch zu sehen. Was mich betrifft, so thut es mir leid, daß er nicht hier ist, Euch zu empfangen; ich erwarte ihn aber in jedem Augenblicke."

„Ich wußte, daß ich Euch allein finden würde, Fräulein."

Diesem gerade hingeworfenen Worte folgte ein Stillschweigen.

„Ich bin nicht allein," antwortete Genoveva endlich; „Frau von Pardaillan, welche Mutterstelle bei mir vertreten soll, ist im Schlosse, und wird vielleicht unruhig über meine Abwesenheit."

„Frau von Pardaillan steht nicht so früh auf. Das Bedürfniß, so zeitig zu lustwandeln, gehört nur für junge Damen, die auf dem Punkte stehen, sich zu vermählen und welche den Verlobten erwarten, oder auch Andere, die, gleich mir, nicht mit süßen Träumen auf dem Kopfkissen beschäftigt sind."

„Und die, wie auch Ihr, volle Freiheit haben, nach ihrem Belieben zu handeln," entgegnete Genoveva mit etwas belebterer Stimme, als vorher.

„Ach," rief Herr von Quesmes, das Eis plötzlich durchbrechend, „wehe mir, daß ich die volle Freiheit nicht benutzt habe, hierher zu eilen, sobald ich im Besitz eines Vermögens war, welches ich zu Euren Füßen legen konnte! Ja, es ist

wahr, nur mir selbst kann ich mein Unglück zuschreiben; wie konnte ich mir aber voriges Jahr, wo ich Euch in dieser Allee spielen und herumlaufen sah wie ein Kind, wie konnte ich mir da vorstellen, daß kaum nach Verlauf eines Jahres Euer Schicksal unwiderruflich bestimmt sein, daß eine unübersteigbare Scheidewand Euch von mir trennen würde, und daß es gerade mein Vetter sein sollte ......"

„Vergesset nicht," unterbrach ihn Fräulein von Serizy, „daß ich schon damals durch den Willen meines Vaters mit ihm verlobt war und heute Abend seine Gemahlin sein werde."

„Es geschieht also mit Eurer vollen Einwilligung, mein Fräulein? Man zwingt Euch also nicht .....?"

„Ich begreife nicht, was Ihr sagen wollt, Herr Vicomte."

„Dann verzeiht mir, Fräulein, denn ich habe mich schwer getäuscht, und eben so grausam hatte ich auch geglaubt ..... aber zu was dient es, von dem, aus den Wünschen meines Herzens entsprungenen Einbildungen zu reden, da nun Alles vorüber ist? Vergesset Alles und empfangt nur meinen Glückwunsch. Mein Vetter ist gewiß eine sehr befriegende Partie, denn der Name, der Reichthum, das Aeußere, der Geist ..... Alles ist ja da! Er hat noch keine öffentliche Stellung; die kann aber nicht ausbleiben."

„Und dann," sprach Fräulein von Serizy, „steht er so allein, ist so traurig!"

„Ach," entgegnete der Vicomte, „was diesen letztern Vorzug betrifft, so hat er denselben mit vielen Andern gemein; aber gleichviel!"

„Das ist wirklich ein sonderbarer Streit!“ sprach Genoveva.

„Noch ein Mal bitte ich Euch, mir zu verzeihen, Fräulein; ich leide sehr.“

„Ihr seid in der That sehr verändert. Erlaubt mir, Euch zu verlassen und Befehle zu geben . . . . . .“

„O, kümmert Euch doch nicht um mich, ich beschwöre Euch! Ich thäte vielleicht besser, zugleich wieder fort zu reiten.“

„Das könnt Ihr nicht, mein Herr, denn mein Vater würde es übel aufnehmen.“

„Nun, so will ich den Kelch bis zur Hefen austrinken!“

Genoveva verließ den Vicomte und ging langsam, anständig nach dem Schlosse; als sie jedoch an die Treppe gekommen war, sprang sie rasch nach ihrem Zimmer. Ihre erste Sorge war, in den Toilettenspiegel zu blicken, ohne Zweifel, um zu sehen, ob ihr Gesicht eben so gut wie ihre Stimme es vermocht hätte, die Zeichen einer zu heftigen Bewegung zu verbergen. Dann warf sie sich auf die Knie, blieb eine Viertelstunde so liegen, unbeweglich, mit gefalteteten Händen, mit auf einen Punkt gerichteten Augen und erstarrt in der Anstrengung zu einem, aus dem Herzen kommenden Gebete. Sie erhob sich erst wieder, als ihr Busen sich nicht mehr stürmisch bewegte, sondern wieder in der gewöhnlichen Ruhe athmete, allein sie blickte nicht nach dem Fenster, obgleich dasselbe die Aussicht auf die Erinnerungs-Allee hatte. Gleich dem Krieger, der vor dem Kampfe seufzt, dessen Herz weich wird bei dem Gedanken an das Vaterland und an die Bande, welche ihn an dasselbe knüpfen, beim Anblicke des Feindes aber plötzlich fest wird, war sie stark

gewesen im Augenblicke der Gefahr. Ihre jungfräuliche Schaam und ihr weiblicher Stolz hatten, gleichsam wie Schild und Panzer, ihr Herz bedeckt, und sie war zufrieden mit sich selbst; denn sie hatte tapfer und edel gehandelt, und Gott war mit ihr, ihre Flucht aber ein Triumph gewesen.

Anton, welcher allein im Walde geblieben war, hatte, nach dem Verschwinden des Fräuleins von Serizy, mit seiner Peitsche einen späten, röthlichen Schößling der nächsten Eiche abgehauen und sprach:

„Nun, ich bin von diesen Kindern aus dem Felde geschlagen worden, und das kleine Mädchen ist schon Gräfin bis in die Fingerspitzen. Der Geist des Widerspruchs ist bei jeder Frau so stark eingewurzelt, daß sie sogar ihren eigenen Gefühlen widerspricht. Wohl hätte ich mich des Sonetts erinnern solen, welches ich meinem Vetter anführte:

. . . . . Sie neigt
Gar oft und gern zum Bösen sich und trübt
Das süße Glück der Liebe gar zu leicht.

Es ist gewißlich wahr, ich, ich bin ein vollkommener Thor gewesen. Nun, zum Teufel, so muß ich anderswo suchen! Es ist freilich Schade, denn diese Mitgift wäre vortrefflich gewesen, mir mein Regiment bezahlen zu helfen, um die Bresche auszubessern, die mein verdammter . . . . . nein, mein vortrefflicher Bruder in die Besitzung Genouillac gemacht hat, ohne die zu rechnen, welche ich selbst machen zu müssen bedroht bin. Aber, beim Henker, ich gehe nicht, sondern mache mir das kleine Vergnügen, ihre Freude bis zum Ende zu stören! lustig will ich mich machen an den mitleidigen Blicken, bei denen ich das Fräulein werde überraschen können, und dann bin ich auch neugierig, das Gesicht

zu sehen, welches mein Vetter, der Värräther, mir schneiden wird! Ach, ich verspreche ihm alles Ernstes, ihn in einem halben Jahre wieder zu besuchen."

Dieses Selbstgespräch war nicht unnütz, um die vorhergehende Unterredung zu erklären und uns zu sagen, wie fern wir der Leidenschaft Glauben beimessen dürfen, welche Herr von Quesmes darin gezeigt hatte und welche in ein'gem Widerspruche mit dem stand, was wir von seinem Skepticismus und seinem Lichtsinn wissen. Er war einer von jenen Charaktern, welche die Sucht haben, sich selbst und Andern gegenüber beständig zu prunken, welche sich oft am ersten täuschen, sich in ihren Rollen berauschen und alsdann, wenn sie die Maske abgelegt haben, so weit gehen, ihre eigenen Kleider zu zerreißen; sie stehen immer diesseits oder jenseits der Wahrheit und zeigen auch nie weder eine gemäßigte Temperatur, noch eine oberflächliche Glut. Er hätte sollen als Schauspieler geboren werden, denn die Rolle eines Höflings mußte ihm endlich wohl eintönig werden.

Der Marquis und der Graf ließen sich nicht lange erwarten. Der Erstere war ganz beschäftigt, ganz freudestrahlend, bewillkommte Herrn von Quesmes zu gleicher Zeit herzlich und auch zerstreut, sagte ihm, ihn nüßte der Himmel herschicken, überließ ihn aber bald René, welcher seinen unerschütterlichen Ernst beibehielt.

„Gesteht, Vetter," sprach der Vicomte, „daß ich wohl das Recht hätte, mich über Euch zu beschweren."

„Ich sage nicht nein," antwortete René.

„Erstens," fuhr Anton fort, „wegen der Art, wie Ihr Paris verlassen habt, ohne mich zu besuhen, da Ihr mich doch krank wußtet."

„Der Graf von Charny und der Ritter von Bethune hatten mich über Euren Zustand beruhigt; auch war ich nicht aufgelegt, irgend Jemandem vertrauliche Mittheilungen zu machen.“

„Und mir weniger, als irgend einem Andern, das weiß ich. Ferner hätte ich vielleicht eben so viel Ursache, über den Mangel an Offenheit in Eurem Verfahren gegen mich, in Bezug auf das Fräulein von Serizy, zu klagen. Ihr hattet Eurer Rechte auf Genoveva zu meinem Vortheile beinahe entsagt.“

„Seitdem haben sich die Umstände nicht geändert.“

„Das ist wahr, und übrigens könnt Ihr auch anführen, daß Eure Verzichtleistung nicht förmlich war; wenigstens aber hättet ihr mich benachrichtigen und mir die Unannehmlichkeit ersparen sollen, zu kommen und die Nase zu zerstoßen, wie es mir nun geht, und das war nicht artig von Euch. Nun, Ihr habt die Partie gewonnen, aber wahrlich nicht mit aufgedeckten Karten.“

„Ich habe Gründe gehabt, so zu handeln. Ich wußte, daß Ihr leicht eine eben so glänzende Partie finden würdet, als diese hier; ich aber hatte zum Suchen keine Zeit, und übrigens bestand auch zwischen Euch und dem Fräulein von Serizy keine Herzensverbindung.“

„Was wißt Ihr davon? Glaubt Ihr denn Alles, was man Euch sagt?“

„Ich glaube dem Zeugnisse meiner Augen.“

„Gut. Ueberdies will ich auch, was die Form betrifft, den Antheil rechnen, welchen der Zorn über Eure Ungnade dabei muß gehabt haben, und was den Grund der Sache

betrifft, so vergesse ich gewiß nie, daß ich Euer Gast gewesen und Euch manche Verbindlichkeit schuldig bin."

„Dadurch laßt Euch von gar nichts abhalten, Vetter; hiermit seid Ihr von mir dieser, wirklich sehr geringen Verbindlichkeit entledigt."

„Das nehme ich von ganzem Herzen und sehr gern an, verspreche Euch aber dagegen, daß ich die Gelegenheit nicht verfehlen werde, den Streich zu vergelten, den Ihr mir gespielt habt."

„Nach Eurem Belieben; ich werde den Gang dieses Spieles nicht hemmen."

„Rechnet nur darauf, daß ich alle Mittel habe, Euch zu antworten, denn wahrscheinlich bin ich, noch ehe der Monat vergeht, ein guter Katholik und also am Hofe um so besser gelitten."

„Das ist vortrefflich! Wenn Ihr so die Religion wechselt, wird es Euch keine Mühe kosten, auch die Liebe zu wechseln."

„Was den letzten Punkt betrifft, Vetter, so überlasse ich Euch denselben, hoffe Euch aber zu beweisen, daß ich dennoch der Beständigkeit fähig bin."

„Bravo! Diese Feindseligkeit wird unser Dasein beschäftigen, und wirklich, das meinige hatte ein solches Bedürfniß."

„Da wir uns jedoch hier auf einem Grund und Boden befinden, den wir achten müssen, so glaube ich, es würde zweckmäßig sein, einen Waffenstillstand bis morgen abzuschließen. Ob wir gleich Feinde sind, so gehören wir doch demselben Geschlecht und demselben Blute an, und es giebt

Rücksichten, deren wir uns nicht überheben können. Morgen werde ich mich entfernen."

„Es sei, ich nehme Euren Vorschlag an, mit Ausbeding der Vergeltung am Tage Eurer Hochzeit."

„Bis morgen also bin ich Euer Vetter und Beistand."

„Und ich bin ganz der Eurige. Entschuldigt mich wegen der Beschäftigungen des heutigen Tages, daß ich Euch nicht höfliche Gesellschaft leiste."

„Ei, der theure Vetter! Ich wünschte, Ihr legtet Euch meinetwegen gar keinen Zwang an. Doch eben fällt mir etwas ein! Habt Ihr keine Nachrichten von Eurer Schwester?"

„Hütet Euch, Vetter; Ihr brecht ja schon den Waffenstillstand! Es freuet mich indessen, daß ich Gelegenheit bekomme, Euch zu sagen, daß, wenn auch zur Feindschaft zwischen uns keine andern Gründe vorhanden wären, Euer Verfahren gegen dieses Kind einen solchen Grund für die Ewigkeit gestiftet hat. Was kümmert es mich, das der Zufall bei Eurem Verbrechen viel gethan hat? Ich kann den Zufall nicht beim Ohre nehmen!"

„Ihr habt Recht, Vetter! Gott beschützt ja diejenigen, welche ihre Verwandten lieben und unterstützen."

René entfernte sich, denn diese Rede erweckte schmerzliche Erinnerungen in ihm; der Vicomte hingegen war entzückt über den Spottkampf, den er eben geliefert und in welchem er doch noch das letzte Wort behalten hatte. Ihm ging es, wie den geschickten Spielern, die nur diejenigen Partien gern gewinnen, welche ihnen auf pfiffige Weise streitig gemacht werden, und er wollte siegen, aber nicht würgen. Diese augenblickliche Zufriedenheit erlaubte ihm,

alle mögliche Sorgfalt auf seine Toilette zu verwenden. Die knappe, zierliche Kleidung, welche man damals trug, war vortrefflich geeignet, seinen schönen Wuchs hervorzuheben, und schickte sich vollkommen zu seiner ungezwungenen Haltung. Er war, so wie sein Vetter, in Trauer gekleidet, wodurch der Vortheil auf die Seite des Letztern kam, der, wenigstens in den Augen der Frauen, die gewöhnlich von einer stolzen, männlichen Gestalt mehr angezogen werden, als von einer zarten, in's Einzelne gehenden Schönheit, den Vergleich nicht würde haben aushalten können. René hatte wohl die Nothwendigkeit gefühlt, sich zu schmücken. Seine blonden Haare fielen in reichen, seidenen Locken auf den blendend weißen Hals herab, und er trug eine Menge Spitzen. Diese, etwas weibliche Pracht fiel bei ihm nicht in's Lächerliche, sowohl wegen seiner Jugend, als wegen seines gesetzten, ernsten Gesichtes, dessen Züge, ohne ihren tief nachdenkenden Ausdruck, mehr für den Pagen, als für den Ritter einer Dame gehört hätten. Ein brauner, weicher Schnurrbart hob sich auf dem blassen Gesicht hervor, dessen matter, gleichförmiger Ton harmonisch mit dem glänzenden Schwarz des atlassenen Leibrockes abstach. Es war möglich, daß er nicht gefiel; allein er konnte nicht häßlich gefunden werden.

Der Contract wurde vor dem Abendessen unterzeichnet, bei welchem nur eine geringe Zahl reiner Protestanten — Verwandte oder alte Freunde des Marquis — gegenwärtig waren. Fräulein von Serizy war jungfräulich weiß gekleidet, mit Diamanten und Perlen geschmückt und beobachtete immer noch ihre Zurückhaltung, die jedoch nicht weiter ging, als es bei solcher Gelegenheit anständig ist. Der

Graf von Courchival beharrte in einer Schweigsamkeit, welche ihm gar nicht übel anstand und welche man bei der Sonderbarkeit seines ganzen Wesens durchaus nicht seltsam finden konnte. Herr von Quesmes führte, während des ganzen Mahles, die Unterhaltung. Er machte sich einen Ruhm daraus, keinen Verdruß blicken zu lassen, sondern vielmehr einen freiern, glänzendern, freudigern Geist zu zeigen, als jemals. Er erntete außerordentlichen Beifall von der ganzen Gesellschaft, denn er belustigte dieselbe höchlich durch die burleske Erzählung des Aufstandes in der Provence und seiner eigenen Unfälle in der Camargue. Dann fand er es anziehend, alle diese hugenottischen Provinzial-Gemüther durch die Beschreibung der Feste und des Prunkes am Hofe zu reizen, und wußte diese Beschreibung so fein zu würzen, daß dieselbe sogar die ernsthaften Stirnen des Marquis und der Frau von Pardaillan aufheiterte.

Herr von Serizy fragte ihn nach einigen protestantischen Edelleuten, die am Hofe waren, und äußerte bei dieser Gelegenheit, er begriffe nicht, wie sie am Hofe bleiben könnten, nachdem derselbe ihren Bruder so undankbar und grausam behandelt hätte, ja, er fügte hinzu, sie würden besser thun, gänzlich zu apstasiren.

„Was diesen letzten Punkt betrifft, Herr Marquis," sprach der Vicomte, „so bin ich Eurer Meinung; auch werde ich mich in sehr kurzer Zeit bekehren."

Da nun Alles über diese Lästerung schrie, sprach der Marquis:

„Sehen Sie denn nicht, daß es ein Scherz von Herrn von Quesmes ist? Nur seine Miene ist ernsthaft, also täuschen Sie sich nicht."

„Ernsthaft oder scherzhaft," fuhr der Vicomte fort; „ich denke, was ich sage, und werde thun, was ich denke."

„Ho," rief der alte Herr, „das ist zu stark! Macht was Ihr wollt, ich glaube das nicht."

„Ihr werdet es glauben, sobald Ihr es seht."

„Ich werde es nicht sehen und glaube es nicht."

„Wenn ich nicht fürchtete, die Damen zu erschrecken, so würde ich Euch einen Eid schwören, Herr Marquis, der fähig wäre, Euren Unglauben zu besiegen."

„Diese Wendung ist sehr geschickt," sprach René.

„Selbst geschickt, lieber Vetter, denn es ist ungewiß, ob Ihr Euch nicht eher noch bekehret, als ich."

„Ihr redet von Bekehrung und wir sprachen von Apostasie," sagte der Graf, „also ist es nicht leicht, uns einander zu verstehen."

René und Genoveva wurden um Mitternacht in der Kapelle durch den Schloßkaplan getraut, und Alles lief ganz vortrefflich ab. Die Verlobten sprachen das Wort, welches sie zu Gatten machte, mit vollkommenem Ernst, ohne das geringste Zögern aus, und der Priester segnete sie mit der möglichsten Würde und Salbung, so daß Herr von Quesmes nicht das mindeste böse Zeichen zu bemerken hatte. Auf solche Art wurde dieser unauflösliche Knoten besiegelt, in welchem sich dennoch so viele Ursachen zur Unruhe und zum Verdrusse eingeschlossen befanden. Es war in den Augen der Welt eine ganz vortrefflich passende Vereinigung, und vielleicht hatte die Welt auch nicht Unrecht, denn es waltete zwischen den beiden Gatten eine moralische und physische Uebereinstimmung, welche über die verübergehenden, einzig auf Umstände gegründeten Abstoßungen siegen mußte.

Als René in das Zimmer der Gräfin von Courchival trat, saß dieselbe, vom Bette so weit entfernt als möglich, in einem großen Armstuhle. Sie war ganz eingehüllt in ein Nachtkleid von weißem Taffet, hatte die Arme unter dem Busen gekreuzt und den Hals mit einer Binde umwunden, so daß man bloß ihren Kopf sah; doch auch in dieser Kleidung war sie reizend. Sie gehörte zu denjenigen Frauen, deren gänzlich verschleierte Reize der Zergliederung entschlüpfen und mehr durch die Anmuth entzücken, womit sich die Falten ihrer Gewänder gleichsam von selbst ordnen, als Andere durch die offene Vorlegung der lebendigsten Schönheiten.

Beim Erblicken des Grafen machte Genoveva eine Bewegung aufzustehen; René ergriff sie aber, ohne ein Wort zu sagen, bei der Hand und setzte sie wieder in ihren Stuhl, holte sich dann einen Sessel und nahm Platz neben Genoveva, welche ihm mit schwankendem, unruhigem Blicke folgte. René war noch in der vollen Kleidung des Tages. Das Licht, welches das Gemach weit mehr erhellte, als dies gewöhnlich der Fall ist, zeigte auf seinem, immer blassen Antlitze nur den Ausdruck eines milden Ernstes und einer trüben Heiterkeit, welche beide gewöhnlich darauf zu sehen waren.

„Genoveva," sprach er mit ruhiger, halb vertraulicher Stimme, „ich weiß, daß Ihr mich nicht liebt, und gewiß habe ich kein Recht, darüber zu zürnen. Ihr habt jetzt Alles erfüllt, was ich von Euch erwarten konnte. Ich habe um Eure Hand geworben, Euer Vater hat mir dieselbe gewährt, und Ihr habt Euch gefügt. Ich weiß nicht, ob Euch diese Unterwerfung einige geheime Thränen, einige, mir unbekannte schlaflose Nächte gekostet hat, denn ich habe auf

Eurer Stirn immer dieselbe reine Heiterkeit gesehen, und gewiß konnte ich nicht verlangen, in das Heiligthum Eures Herzens zu dringen. Untergraben von großen, tiefen Schmerzen, welche ich Euch später vertrauen werde, aber zu jung, um mich schon voraus in das Leichentuch zu hüllen, bedurfte ich gewisser Bande, die mich wieder an das Leben fesselten, aber ich fühlte mich nicht stark genug, Eure Zuneigung zu suchen. Ich habe Euch geheirathet und Ihr seid unwiderruflich an mich gebunden; Ihr führt meinen Namen, also müßt Ihr wohl Theil an mir nehmen, und das genügt mir. Ihr habt von mir keine Tyrannei zu befürchten — ich bin Euer Freund, Euer Beschützer; aber nichts weiter, und Ihr könnt unter meiner Vormundschaft fortfahren, eben so ruhig zu leben, wie unter der Eures Vaters. Ich werde Euch niemals belästigen. Vielleicht hätte ich Euch diese Erklärungen im Voraus geben sollen; aber ich wollte bei unserer Heirath nicht die geringste Fessel wagen. Dabei habe ich auch gedacht, Ihr würdet mich nicht immer vermeiden können. Jetzt seht Ihr, daß Ihr Unrecht gethan habt, mich so sehr zu fürchten; werdet Ihr mir aber verzeihen, Euch geheirathet zu haben?“

„Ich habe kein Recht, Euch zu grollen, da Ihr unglücklich seid; gegen mich handelt Ihr aber großmüthig, und ich danke Euch dafür.“

„Ihr werdet also meine Freundin sein?“

„Ja, Eure Freundin.“

„Ihr werdet Euch nicht vor mir fürchten?“

„Wie sollte das möglich sein?“ fragte sie und reichte ihm freiwillig die Hand, welche er flüchtig mit seinen feuchten, rosigen Atlaslippen berührte.

Der Graf entfernte sich und überließ das Mädchen den Betrachtungen, die eine solche Entwickelung in ihr erwecken mußte.

Am andern Morgen kam der Schwiegervater in sein Zimmer, mit einem boshaften Lächeln in den Falten, welche seine Augen umgaben.

„Nun, Schwiegersohn?“ sprach er.

„Nun, Herr Schwiegervater?“ entgegnete René ganz ruhig.

„Nun, zum Henker, Ihr wißt ja doch wohl, was ich Euch fragen will!“

„Bei meiner Ehre, ich verstehe Euch nicht.“

„Ach, so geht mir doch! Ihr wißt, meine ich, recht gut, daß Ihr die Nacht nicht in Eurem Zimmer zugebracht habt.“

„Ich weiß ganz das Gegentheil.“

„Das ist eine Bescheidenheit, welche an die Lüge grenzt, mein Freund, denn Euer Bett ist ganz unberührt.“

„Das ist sehr natürlich; ich habe mich nicht niedergelegt.“

„Wollt Ihr behaupten, Ihr hättet nicht geschlafen?“

„Nein, denn ich habe diesen Morgen ein wenig im Armstuhle geschlafen.“

„Ei, ich muß Frau von Pardaillan ausfragen. Zum Glück ist Euer Gesicht weniger verschwiegen, als Euer Mund.“

„Es ist nicht Verschwiegenheit, es ist Freimuth. Frau von Courchival hat eben so ruhig geschlafen, als Fräulein von Serizy gestern geschlafen hat, wenigstens hat es nur an ihr gelegen.

„Potz tausend,“ rief der Marquis, „ist es denn wirk-

lich wahr? Und was soll das heißen? Solltet Ihr vielleicht gar nicht wissen, warum und wie man sich verheirathet?“

„Ich habe,“ entgegnete René ganz kalt, „über das Alles meine eigenen Begriffe. Noch kenne ich Frau von Courchival sehr wenig .....“

„Warum habt Ihr sie denn geheirathet, mein Herr?“

„Um Bekanntschaft mit ihr zu machen. Ich denke, das ist ein gutes Mittel.“

„Vielleicht; allein Ihr bedient Euch desselben sehr übel.“

„Ich habe nicht ohne große Ueberlegung so gehandelt .....“

„Mit zu großer Ueberlegung! Deßhalb eben beschwere ich mich.“

„Kurz, ich glaube nicht, daß ein junges Mädchen, trotz aller möglichen Vermählungs-Feierlichkeiten, so von einem zum andern Tage die furchtsame Scheu ihres Alters ablegen, noch daß sie es dem Manne schlimmen Dank wissen könne, welcher solche Schonung für sie hat und harren will, bis seine Rechte von einer Liebe anerkannt werden, welche unmerklich durch Vertraulichkeit herbeigeführt wurde.“

„Im Namen des Himmels, was sind das für Feinheiten? Werden wir dadurch Kinder erhalten? Meine Tochter ist Eure Frau, mein Herr, und ich glaube, das kann sie davon lossprechen, Euer Geliebter zu sein. Wahrlich, ich habe mich in Euch sehr getäuscht!“

„Ich beschwöre Euch, mein lieber Schwiegervater, Euer Urtheil zu verschieben und mich nur gewähren zu lassen, denn das Glück Eurer Tochter und das meinige hängen

von der Art ab, wie ich mich benehme; Genoveva, das wißt Ihr, hat ein Gemüth von seltener Zartheit, welches durch ein Nichts auf immer könnte zertrümmert werden.“

„Ja, ich weiß, daß sie etwas romanhaft ist, will also nichts weiter sagen; aber macht wenigstens, daß sie Euch bald liebe.“

Der Vicomte von Genouillac reiste von Serizy ab, wie er es dem Vetter versprochen hatte, zu welchem er, als er ihn verließ, noch sagte:

„Es scheint, mein Lieber, als ob Ihr Euch sehr gut aufgeführt hättet; Euer Schwiegervater hat es mir gesagt und läßt Euch den Honigmond genießen, Lebt wohl!“

Er drückte ihm die Hand, stieg zu Pferde und rief, nachdem er das Gitter verlassen hatte:

„Auf baldiges Wiedersehen!“

23.
Sic omnia certa.

Es gab sehr wenig Veränderung in dem Leben der Bewohner von Serizy, obgleich eine sehr große Umwandlung in ihrem Zustande vorgegangen war. Der Graf machte seiner Gemahlin jeden Abend einen viertelstündigen Besuch, welcher stets unter abstracten, oder sogar gezwungenen Gesprächen hinging. Der Marquis verfehlte nicht, jeden Morgen sich bei seinem Schwiegersohne zu erkundigen, wie weit die Sachen gediehen wären, und entfernte sich immer betrübt und aufgebracht über die verneinende Antwort René's, hatte jedoch aufgehört, demselben Vorwürfe und Vorstellungen zu machen, denn da er alt und schwach war, erlag er dem Einfluß eines jungen, hartnäckigen Willens.

Nach und nach zeigte sich indessen Vertrauen zwischen René'n und Genoveven, und sie waren schnell zur Geschwisterliebe gekommen. Bei Genoveven vorzüglich war es die verschleierte Zärtlichkeit, die stumme Aufmerksamkeit einer Schwester für den Bruder. Wenn sie die Wolke dunkler werden sah, die beständig die Stirn des jungen Grafen umhüllte, dann kam sie zu ihm, ergriff seine Hand und suchte durch einige gütige, mit ihrer sanftesten Stimme gesagte Worte jene Wolke zu verscheuchen, und ihn zum Lächeln zu bringen, was ihr von Tage zu Tage besser gelang. Der

Vater war Zeuge dieser kleinen Auftritte einer Zärtlichkeit, welche ihm ehelich genug vorkam; da ging er zum Schwiegersohne und sagte demselben ins Ohr:

„Nun, mir scheint es, die Sache ist klar genug. Meine Tochter liebt Euch vollkommen, und wenn Ihr das nicht seht, so habt Ihr keinen guten Willen.“

„Es ist noch nicht Zeit,“ antwortete René.

„Hütet Euch wenigstens, den günstigen Augenblick vorbei zu lassen, wenn derselbe nicht etwa schon vorüber ist,“ entgegnete der Greis.

Diese Vermuthung war nicht ohne Grund; denn in der That war die Stellung, welche der Graf seiner Gemahlin gegenüber eingenommen hatte, sehr kitzlich und auch schwer zu verändern, und es hätte, um dieselbe zu den ehelichen Bedingungen zurückzuführen, einer Geschicklichkeit und einer Aufmerksamkeit bedurft, über die der gute René nicht verfügen konnte. Das brüderliche Gefühl, welches die beiden Gatten jetzt verband, war ein neues Hinderniß, denn die Zurückhaltung und die Schaam, welche dasselbe charakterisirten, waren nicht so leicht zu überwinden, als früherhin Widerwille und Mißtrauen. So geht es in allen falschen, das heißt, den Naturgesetzen entgegenlaufenden Stellungen, denn sogar der Zwang, den sie auflegen, befestigt sie und wird ein Pfand ihrer Dauer.

Man begreift wohl ohne Mühe, daß, theils wegen der unwillkürlichen Schwatzhaftigkeit des Marquis, theils wegen der sehr willkürlichen Plauderei der Dienerschaft, theils endlich, weil die Sache für sich selbst sprach, die Sonderbarkeit der Verhältnisse des Grafen und der Gräfin kein Geheimniß hatte bleiben können, und daß sie, da sie nun doch

ein Mal ein anziehender Gegenstand für die Unterhaltung auf den benachbarten Schlössern geworden war, auch auf sehr verschiedene Art mußte ausgelegt werden. Der Ernst René's und die Ungezwungenheit Genoveva's vereitelten zwar immer die Anspielungen, die man zuweilen in ihrer Gegenwart machte; allein der arme Marquis war darüber sehr betrübt, und es schien, als ob man ihn selbst beschuldigte.

Zum Glück fing die Synode damals an, sich zu versammeln, und die Besuche, welche nach Serizy strömten, die geheimen Zusammenkünfte, welche dort gehalten wurden, diejenigen, denen der Marquis und sein Schwiegersohn theils zu Loudun selbst, theils in der Umgegend, beiwohnen mußten, kurz, alle die diplomatischen und dogmatischen Beschäftigungen verwischten sehr schnell die Befangenheiten einer andern Art. Genoveva blieb sich selbst überlassen, wie sonst, und hatte volle Freiheit zn träumen, ohne daß irgend ein fragender Blick sich auf sie richtete. Sie konnte glauben, auch ihre Verheirathung sei ein Traum, und in der That schien es ihr zuweilen, als ob seit einigen Monaten ihre ganze Existenz nur Täuschung sei, so vieles Brausen der Gedanken hatte die innere Bewegung erregt, die sich nicht nach außen hatte verbreiten können. Wenn auf einen Allarm kein Gefecht erfolgt, dauert die Unruhe oft länger, oder ist wenigstens fühlbarer und peinlicher, da, aus Mangel einer äußern Aufregung, die als Gegenlast hätte dienen können, das Gleichgewicht gestört ist. Genoveva erstaunte über die Gleichgültigkeit, womit sie an Herrn von Quesmes denken konnte. In der ernsten Lage, worin sie bei seinem Wiedersehen verwickelt war, hatte ihre Einbildungskraft — diese Fackel mit launenhaftem Lichte, das wie Katzenaugen schimmert — er=

bleichen müssen, ohne die ernste Helle der Untersuchung. Der angenehmen Reflexe, des glänzenden Schimmers beraubt, welche er von der Ersten entlehnt hatte, war der Held unter der Zweiten nur als ein kalter, spöttischer, falscher Mensch erschienen, und wir möchten gerade nicht schwören, daß, so rein, so englisch auch die Seele Genoveva's war, nicht ihre Eigenliebe durch die Leichtigkeit, womit sich der Vicomte entschloß, ihr zu entsagen, und durch die Freiheit und Anmuth des Geistes, die er bei ihrer Hochzeit zur Schau trug, eben so sehr wäre verletzt worden, als ihr Herz. Ueber diesen Gegenstand sagte sie sich selbst, daß man allerdings dem Scheine keineswegs trauen dürfte, da auch sie dem Vicomte sehr kalt und vergeßlich müsse vorgekommen sein; sie hatte aber doch wenigstens geschwiegen, obgleich sie zu diesem Schweigen war gezwungen worden. Endlich gelang es ihr zuweilen, ihren Liebhaber gänzlich zu entschuldigen; allein sie fühlte darum nicht weniger, daß er ihr wirklich vollkommen gleichgültig geworden war. Eine Beschuldigung ist ein Beschluß. Genoveva zürnte ganz treuherzig über diese Unbeständigkeit ohne Ursache, wenigstens ohne eine solche, die sie sich selbst gestehen wollte; denn René hatte, wie man denken konnte, wohl einigen Theil daran, und von Tage zu Tage erschien sein edles, reines Antlitz öfter vor dem Geiste des jungen Mädchens, von Tage zu Tage wurden sein finsterer, doch zugleich sanfter Charakter, sein poetischer, anmuthiger Geist anziehender für Genoveva'n. „Es ist Mitleiden,“ sagte sie zu sich selbst, und so konnte sie sich einige Zeit wohl täuschen. Sie hatte aufhören wollen, Herrn von Quesmes zu lieben, und war nun unwillig, daß sie dabei keinen Kampf zu bestehen gehabt hatte; sie wollte ihren Mann lieben,

wünschte aber nur unter dem Einflusse der Pflicht, und nicht der Zuneigung, zu diesem Zwecke zu gelangen. Mit einem Worte, sie verbarg die Liebe unter dem Schein eines zärtlichen Mitleids, von welchem sie bis jetzt nur das blicken ließ, wodurch sie nicht konnte verrathen werden. Schon fragte sie sich selbst, ob sie sich nicht getäuscht hätte in der Meinung, Herrn von Quesmes zu lieben; aber das ist ein, allen weiblichen Herzen eigener Trugschluß:

„Was nicht mehr für sie ist, ist es wohl je gewesen?“

Nie haben wir eine Geliebte, welche die Liebe gekannt hätte, ehe sie uns kannte, wie auch ihr Leben gewesen sei, und welche Abenteuer sie auch bestanden habe. Sie sagen es uns, nicht allein, weil ein solches Geständniß uns schmeichelt, sondern auch, weil sie selbst es sich überreden und es auch selbst gar zu gern glauben. Auf diese Art sind ihre Fehler wirklich nur Irrthümer, und ihre Unbeständigkeit wird eine Tugend; sie haben sich getäuscht und fangen aufs Neue an — Ehre dem unglücklichen Muthe!

Genoveva war eine jener Organisationen, auf welche die Pflicht allmählich einwirkt, und welche dennoch weder irdisch, noch positiv sind, aber eben dieser Punkt regelt alle ihre Handlungen, ihnen selbst unbewußt, wie ein natürliches Gesetz; eben dies ist der Faden, der, wenn sie sich empor schwingen auf den Fittichen der Einbildung, sie davor bewahrt, sich in den Wolken zu verlieren. So hatte sie sich von Herrn von Quesmes einnehmen lassen, wie von irgend einer schönen, liebenswürdigen Sache; allein er hatte es niemals wissen sollen, und wenn er es errathen hatte, so war es kraft jener, der Jugend anhängenden Albernheit geschehen, die, gleich der Wünschelruthe, verborgene Schätze entdeckt, aber auch

solche anzeigt, welche nicht vorhanden sind. Unter dem Zwange, einen Mann zu heirathen, der ihr unbekannt war, hatte sie ihre Thränen und ihren ganzen Schmerz zu verbergen gewußt; verheirathet aber mußte sie — denn es war ihre Pflicht — nur ihren Gatten lieben und alles Andere vergessen. Sie war eine vollkommene Natur, in welcher alle Fähigkeiten einander das Gleichgewicht hielten und in den genauesten Verhältnissen standen. Hierdurch allein mußte sie schon vor allen Abschweifungen geschützt werden, immer den rechten Weg einschlagen und sich durch ihr eigenes Gewicht aufrecht erhalten. Die Unruhe, welche ihr die Pendelschwingungen einer, durch die Pflicht selbst gebotenen Veränderung verursachten, war ein Tribut, welchen sie der menschlichen Schwachheit brachte, in der sie zwar eine Ausnahme machte, aber doch nicht ganz frei davon war.

Während Genoveva in solchen Träumereien umherirrte, dem Geflüster ihres Herzens lauschte und das Klopfen desselben beobachtete, stürzte sich René in die verworrenen, unterirdischen Pfade des Protestantismus, bewaffnet mit seinem Rachegedanken, wie mit einem Faden, der ihn zwar nicht abhielt, sich zu verirren, ihn aber hinderte, stehen zu bleiben, ganz im Gegensatze von dem Faden, welchen Theseus von der blonden Tochter des Minos empfing. Ach, er mußte sich beständig fortschleppen, um nicht der Lust zum Niedersitzen zu weichen, welche ihn bei den zahllosen Schwierigkeiten ergriff, die seine Schritte hemmten! Er war ermüdet von dem trägen, schweigenden Harren, welches er hatte erdulden müssen, und oft wandte er die Blicke nach der reizenden Stelle, die er an der Seite der so sanften, guten, trostreichen Gattin einnehmen konnte; übrigens bekam auch

die Verachtung in ihm sehr bald die Oberhand über den Haß, und wenn er noch immer den Gedanken an den letztern verfolgte, so geschah es mehr aus Schwachheit, als aus Kraft; es war Schaam, einen Entschluß aufzugeben, den er so gewaltsam ergriffen hatte; es war Furcht, das einzige Interesse zu zerstören, welches noch seinem Leben blieb; denn obgleich auch er in seinem Herzen eine zärtliche Neigung für Genoveva'n entstehen fühlte, so war doch die Zeit noch fern, wo diese Neigung die Leere würde ausfüllen können, welche das Vergessen Louisens zurückgelassen hatte. Es war allerdings eine wahrhafte, unumschränkte, tiefe, innige Liebe, eine Liebe, reich an Wurzeln und Blüthen, und es mußte den kalten Zweigen der Ehe sehr schwer fallen, jemals den überflüssig vorhandenen, Wohlgerüche duftenden Nahrungssaft derselben zu ersetzen. René fühlte es und stemmte sich gegen das Bedürfniß der Ruhe, welches seiner betäubten Sinne sich bemächtigte, denn er glaubte mit Recht, diese Ruhe könnte nicht lange dauern und würde in Kurzem durch ein inneres Fieber gestört werden, von dessen Leiden ihn die äußere Thätigkeit besser befreien würde. So beharrte er bei der Rache, nicht mehr aus Leidenschaft, sondern aus Vernunft. Welche erbärmliche Maschine ist doch der Wille des Menschen!

Uebrigens konnte er schon gar nicht mehr daran denken, selbst anzutreiben, sondern er mußte sich durch den Strom fortreißen lassen. Sein Ungestüm, sein Verschwörungseifer hatten die alten Schnurrbärte der Orakel und Großen der Religion und der protestantischen Partei zum Lächeln gebracht; der ehrwürdige Name des alten Grafen von Courchival flößte für den Erben desselben dem Adel nur Wohl-

wollen und den Geistlichen bloß eine Achtung ein, die nicht bis zur Gefälligkeit ging.

Trotz der feindseligen Stimmung der Hugenotten gegen den Hof, unterließen dieselben doch nicht, für diejenigen von ihnen, welche sich dort aufhielten, oder angesehene Aemter bekleideten, eine theils berechnete, theils unwillkürliche Achtung zu zeigen. René und der Marquis von Serizy — jener wegen seiner großen Jugend, dieser wegen seiner geringen Festigkeit — spielten also bei der Synode bloß Nebenrollen, wie sie dieselben überall gespielt hätten, wo ihre Namen und ihr Vermögen bekannt waren. Der Marquis v. Serizy war einer von jenen Männern, von denen immer Viele bei jeder Art Verschwörung umher wogen. Sie sind die thätigsten, treuesten Mitglieder derselben und haben das Vertrauen aller Andern, ohne irgend eine Gewalt auszuüben; wegen ihres immer unbeleidigten Aeußern kommen sie niemals in einen Verdacht; sie wirken in der That immerfort mit, ohne an etwas Böses zu denken, und als ob sie eine ganz einfache Sache ausführten; aber sie ernten auch niemals weder Vortheil noch Ruhm und haben das vielleicht gar nicht gesucht. Sie sind weder ehrgeizig, noch habsüchtig, noch rachgierig; sie sind Verschwörer, das ist genug.

René bemerkte bald die eigentliche Stellung seines Schwiegervaters in der Partei und sah, daß er zwar von demselben alle möglichen Nachweisungen erhalten könnte, aber auf den Gebrauch seines Ansehens verzichten müßte, er möchte sich selbst stützen, oder nach irgend einer Seite hin einen Stoß führen wollen. Er besaß die Klugheit, sich nicht ferner deutlich auszusprechen, und schlug den Weg ein, so zu sagen in der Conspiration selbst zu conspiriren, indem er sich darauf

beschränkte, alle seinen Absichten günstige Anstiftungen hervorzuheben, Uneinigkeiten zu erregen, kurz, eine Lunte zu werden, wenn er keine Fackel sein konnte. Bald wurde er durch einige der einflußreichsten Personen ausgezeichnet; die Einen betrachteten ihn als einen werthvollen Mann, die Andern als einen gefährlichen Geist, und Alle als eine ungewöhnliche Organisation. Er sprach wenig, aber stets zu rechter Zeit, und seine ernste, gedrängte Rede erregte jedes Mal Aufmerksamkeit. Die Raschheit seiner Darstellungen, die Kraft seiner Schlüsse, das Beißende seiner, mit unbarmherziger Logik geformten Bemerkungen, erregten Erstaunen über einen jungen Mann, dessen Gesicht beim ersten Anblicke so weichlich, so wenig übereinstimmend mit einem lebhaften, männlichen Geiste zu sein schien; betrachtete man ihn aber genauer, dann bemerkte man in diesen weichen, untadelhaften Zügen einen Ausdruck von Hoheit und Stärke, welcher Achtung einflößte und zugleich in Verlegenheit setzte. Sein Uebergewicht war kein solches, das man ohne Widerspruch erduldet, denn man fürchtete, einem falschen Scheine nachzugeben; übrigens hatte René's einsame Erziehung ihn die Kunst nicht lehren können, die Menschen zu gewinnen, um sie zu beherrschen, ihnen immer die bittere Pille der Ueberlegenheit zu vergolden, die sie nie verschlucken, ohne ein saures Gesicht zu machen, wenn man sie ihnen eingiebt und sie dabei in Kinn und Nase kneipt. Der Baum, der allein aufgewachsen ist, lebt auch allein, und kein anderer Baum vermischt alsdann seinen Schatten mit dem Seinigen, etwa irgend eine liebkosende, eifersüchtige Liane ausgenommen.

Der Graf sah also, daß die Hindernisse sich in demselben Verhältnisse mehrten, in welchem er vorschreiten wollte,

wie beim Schwimmer, der die Welle seiner Anstrengungen durch eine Gegenanstrengung widerstreben sieht. Er sagte: „Vorwärts,“ und anstatt vorwärts zu gehen, drehte man sich um ihn herum. Ach, wehe dem, der seiner persönlichen Leidenschaft die Leidenschaft Vieler unterwerfen will! Ein instinctartiges Mißtrauen erhebt sich bald gegen ihn. Zwei Geister stehen einander gegenüber und nehmen einander wahr; der Schwächere muß sich unterwerfen und darf nicht mehr fordern, mit dem Andern gleichen Schritt zu gehen. Obgleich René mit seinem Verstande alle die Männer beherrschte, welche da versammelt waren, so konnte doch das in ihm wirkende Princip — nämlich seine Leidenschaft, eine schon abgespannte Feder — auf keine größere Gewalt rechnen, als der Geist des religiösen Ehrgeizes, welcher diese Versammlung beherrschte, in der er sich, trotz aller seiner Anstrengungen, doch nicht ganz fest stellen konnte. Man hatte ihn anfangs als Kind behandelt; jetzt behandelte man ihn als einen Fremden, und gewiß konnte keine andere Ursache zu diesem Benehmen vorhanden sein, als die obengenannte; denn Alles hätte den jungen Grafen von Courchival den Protestanten theuer machen sollen. Er war rein von aller Verbindung mit den Katholiken und mit dem Hof; er war von getreuem Blute, von einer der allerersten Familien, welche die Reform angenommen hatten, und seine Familie hatte dieselbe mit dem Schwert in der Hand und mit allen menschlichen Mitteln unterstützt, ohne von ihren Wünschen und Gebeten zu reden. Er selbst zeigte einen verständigen, aufrichtigen Fanatismus; er war der Schwiegersohn des ehrwürdigen, vortrefflichen Marquis von Serizy, Alles war folglich Bürge für ihn; seine Bürgschaft war unabweisbar, und den-

noch setzte man kein Vertrauen auf ihn. War es eine Enthüllung des Vergangenen, die noch in seinem Herzen wallte? War es eine Ahnung der Zukunft, welche vielleicht schon in seinem Gehirn gohr? Wer mag je die Bewegsgründe aufstellen, aus welchem versammelte Menschen handeln?

René täuschte sich nicht über die Meinungen, die er einflößte. Er nahm, als Ursache davon, zuweilen an, daß von seinem Abenteuer am Hofe vielleicht etwas bekannt geworden wäre; da jedoch der geheime, wichtigere Theil nicht bekannt sein konnte, so mußte ja diese Ungnade noch ein Pfand mehr zu seinem Vortheil sein. Freilich hatte wohl Herr von Quesmes schon etwas reden und anstellen können; aber außerdem, daß ein solches Verfahren gar nicht in der Handlungsart seines Vetters lag, so war auch niemals in den lebhaftesten Erörterungen irgend einem seiner Widersacher eine Anspielung auf das entschlüpft, was seinen Eifer verdächtig machte. Auch fühlte er den Unwillen, den uns immer ein rechtmäßiges, aber nicht gerechtes Mißtrauen verursacht, wenn man so sagen darf. Wir wollen es nie zugeben, daß die Menschen Instinct haben können und daß sie das Recht haben, sich von uns wegen Fehlern zu entfernen, von denen sie, wie wir überzeugt sind, keine Kenntniß haben. Der Graf war nicht in der Stimmung, irgend eine Beleidigung zu verzeihen, und bald faßte er gegen alle seine Religionsverwandten einen wahren Haß, und seine Seele war den Furien Preis gegeben, deren verschiedene feindselige Gruppen sie zerrissen, indem sie darin kämpften. Der väterliche Fluch hatte stark gekeimt; die Pforte, durch welche der Unglückliche in das Leben getreten, war unheilbringend, und der Weg, dem er folgte, konnte ihm nur Schmerzen bieten. Er mußte sein Dasein vom

Neuem anfangen; allein welcher Mensch — auch in René's Alter — glaubt wohl, daß er umkehren könne? So sind wir Alle beschaffen! Haben wir ein Mal einen verhaßten Weg betreten, so steigen wir nicht auf einen Berg, um einen bequemern Pfad zu suchen. Die Gewohnheit, welche noch dümmer ist, als die Faulheit, hält uns im Gleise fest und führt uns immer tiefer in den Morast, anstatt eine sieghafte Anstrengung zu versuchen, um querfeldein zu fliehen. So ging es auch René'n. Voll Widerwillen, von seinem Weg entmuthigt, erbittert gegen seine Gefährten, fuhr er darum nicht weniger fort, nach einem Ziele zu streben, welches er nicht mehr sah und um dessen Erreichung er sich wenig kümmerte. Für den Zwang, den er sich auflegte, entschädigte er sich nur dadurch, daß er seine Erbitterung um sich her verbreitete und sich selbst heilig versprach, diesen neuen Haß, welchen er durch Verachtung am besten würde befriedigen können, nicht immer in seinem Herzen zu verschließen.

Wir führen den Leser nicht in die Mitte der Synode selbst, welche, gleich der Ständeversammlung der Republik, eine Halbtheokratie der Reform war. Man erörterte hier die einzelnen Punkte der Doctrin, die Budgets der Kirchen und die scheinbaren Zurückforderungen, die man an die Regierung richten wollte. Auf dem Schlosse Serizy fand eine vertraulichere Versammlung statt, wie es deren immer neben denjenigen Zusammenkünften giebt, welche in einiger Hinsicht amtlich sind. In dieser hier war die Rede davon, zu erörtern, ob es eben gute Gelegenheit zu einer Bitte an den König sei, welche dahin ginge, die Wiedereinsetzung in die ehemaligen Sicherheitsplätze zu erlangen, deren Entbehrung

die Bewahrung des Edicts von Nantes beinahe vernichtete und der Willkür der Gouverneure und katholischen Befehlshaber unterwarf.

Herr v. Ruvigny, Agent und Abgesandter der Religion am Hofe, der Graf v. Royn, der Marquis von la Force und die meisten Herren waren diesem Schritt entgegen, der ihnen aller Hoffnung des Gelingens zu entbehren und nur geeignet zu sein schien, Verdacht zu erregen und vielleicht gar Maßregeln der Unterdrückung zu veranlassen. Sie stellten die erhaltende Partei unter den Reformirten dar, erklärten die Stellung des Protestantismus in Frankreich für vollkommen dauerhaft befestigt und betrachteten den Proselytismus für ein grundloses und sogar ärgerliches Utopien. Der Marquis v. Serizy, der Ritter v. Rohan, ein junger Ehrgeiziger, der in einem Bürgerkriege die Rolle zu spielen hoffte, welche sein Großoheim einst gespielt hatte, der Graf v. Courchival, einige andere Herren, theils Greise, theils junge Leute, und fast alle Priester unterstützten den Vorschlag. Der glühendste, einflußreichste und ausgezeichnetste unter den Geistlichen war ganz ausgemacht der hochwürdige Daniel Sauvegrain, Abgeordneter der Kirche von la Rochelle. Er war ein siebzigjähriger Greis und wahrhafter Sectenpriester, dabei aufbrausend, unbeugsam, zerschmetternd, und ein um so geschickterer Sophist, als er immer begeistert zu sein schien. Ob er gleich nur von gewöhnlicher Größe und vom Alter niedergebeugt war, so schienen doch gleich beim ersten Anblicke seine Verhältnisse die der meisten Menschen zu übertreffen, so auffallend war der mächtige Charakter seines Kopfes. Seine breite, hohe, ganz kahle Stirn war von drei strengen Falten durchschnitten, in denen man gleichzeitig den

Muth des Märtyrers uud den des Verfolgers las — zwei Fanatismen, die sich oft mit einander vereinigen. Er würde gleichmäßig einen Samuel oder einen Jeremias dargestellt haben. Seine langen, grauen Augenbrauen fielen über die Augen herab und borsteten sich in den Augenblicken der Aufregung empor, als ob sie Platz machen wollten, um die flammenden, zornigen Blicke hindurchzulassen. Seine Adlernase und sein verächtlich aufgeworfener Mund näherten sich einander, und fast beständig pfiff der Athem aus seinen Nasenlöchern, kurz, es war ein großes und schreckliches Gesicht, welches aber mehr die Trunkenheit des Irrthums athmete, als die heilige Begeisterung der Wahrheit. Die menschlichen Leidenschaften, als Hartnäckigkeit, Zorn, Haß des Widerstandes, Hoffahrt, nahmen einen großen Theil desselben ein und verkündeten den falschen Propheten. Der wahre Mann Gottes trägt auf der Stirn ein heiteres, oder ein finsteres Ansehen, welches, um zu herrschen, keiner convulsivischen Hülfe der andern Gesichtszüge bedarf.

Daniel Sauvegrain bezeigte René'n wenig Freundschaft, obgleich dieser immer seine Reden und Vorschläge unterstützte; er stieß die Hülfe des Grafen von sich zurück, wie der Priester am Altar die des profanen Laien zurückweist, und er war ungeduldig über die Beiwirkung René's, wie der alte Krieger in seinem wilden Muthe ungeduldig wird über die Verwegenheit eines Neugeworbenen. Ob nun übrigens gleich das Licht, welches er in sich trug, nicht aus dem göttlichen Feuerherd entsprang, so erleuchtete es ihn darum nicht weniger, und er hatte ohne Zweifel in dem Herzen des jungen Mannes gelesen.

Herr v. Ruvigny dagegen, ein kluger Geist, kalt und von

seltener Feinheit, in Allem das Gegentheil des Priesters, ob er gleich, wie er späterhin bewies, sehr an seiner Religion hing, zeigte René'n große Achtung; allein er hatte in Kurzem den hohlen, falschen Ton seiner Reden und seines Fanatismus entdeckt und setzte ihn öfters durch sein skeptisches Lächeln in Verlegenheit. Er verfehlte nie, so oft er mit René plauderte, das Gespräch auf geschickte Art von dem politischen Boden wegzuleiten und auf rein abstracte Gegenstände zu richten, und nie gab er dem jungen Grafen weder eine materielle Erklärung, noch eine positive Antwort, wobei er sich indeß mit so viel feinem Takt und Anmuth benahm, daß René sich unmöglich beleidigt finden konnte. René befand sich, zwischen ihm und dem Geistlichen, in der Lage eines Menschen, der einem Andern helfen will, aber von diesem einen Stockschlag und von dem Gegner einen Faustſtoß bekommt. Ich kann mir keine, so sehr aus der Fassung bringende Lage denken, und man müßte in Versuchung gerathen, diese beiden Menschen zu erwürgen. Dieser Gedanke flog allerdings zuweilen durch René's Kopf; wie sollte er aber den erhabenen Daniel angreifen, diesen springenden Löwen mit borstiger Mähne, und wo sollte er den feinen Hofmann fassen, diese ungreifbare Schlange?

„Also,“ sprach der heftige Sauvegrain mit seiner gewaltigen Stimme, deren donnernden Gang nichts zu unterbrechen vermochte, „also Ihr seid zufrieden damit, die Heerden der Aegypter zu hüten, und vertraut auf die Gnade Pharao's! Ihr saget zu Euch selbst: Der König wird nicht vergessen, was unsere Väter für die Seinigen gethan haben. Ihr glaubet, daß man sich nach mehreren ausgestorbenen Generationen der geleisteten Dienste erinnert, weil

Ihr für einige Jahre, wo man Euch zu athmen erlaubt hat, so viele erduldete Beschimpfungen, Eure geplünderten Städte, Eure ermordeten Priester und Soldaten, ja sogar Eure gewürgten Kinder, Eure entweihten Tempel, Eure vernichteten Freiheiten vergeßt! Ich aber sage Euch, Joseph ist vergessen, die Tyrannei hat ihre eifersüchtige Hand auf Euch gelegt und wird sie nicht eher zurückziehen, als bis Ihr zerschmettert seid. Vergebens werdet Ihr Euer Haupt unter das Joch beugen, Euch strenger Behandlung gewohnt erweisen, Tag und Nacht im Mörser stoßen und die Furchen mit Euern Nägeln graben; selbst unter diesen harten Bedingungen wird man Euch nicht lange Zeit zur Vermehrung geben, denn man wird immer den Augenblick Eueres Erwachens fürchten, Ihr seid unterworfen und werdet Sklaven werden. Seid Ihr Sklaven, dann wird man Euch die neugeborenen Kinder wegnehmen, und um sie loszukaufen, werdet Ihr den Götzen opfern müssen. Und Gott wird Euch verlassen; er wird keinen Moses aus dem Grabe rufen, Euch zu vertheidigen und zu führen, denn Ihr habt seine Warnungen verworfen. Ja, ich sage Euch, das ist es, was Euch geschehen wird, und der Tag dazu ist nicht mehr fern, denn schon sind Zeichen davon am Himmel und auf Erden. Selbst die Ruhe, deren man Euch in diesem Augenblicke genießen läßt, bedeutet Böses — man will Euch im Schlaf erwürgen. Hat man es etwa nicht schon so gemacht? O Israel, erwache doch, denn die Bundeslade wird bedroht! Stehe auf, daß Deine Feinde Dich sehen, und sie werden zittern, sie werden gezwungen sein, sich in Deine gerechten Forderungen zu ergeben, oder, wenn sie dies verweigern,

wird Gottes Hand schwer auf ihnen liegen, und der Sieg kann uns nicht fehlen!"

„Ich glaube nicht, mein Vater," sprach Herr v. Ruvigny, „daß die Sachen so einfach und großartig gehen werden. Weder Seine Majestät noch die Minister werden jemals einwilligen, uns die Sicherheitsplätze zurückzugeben; wohl aber wird man, bei der geringsten Drohung eines Aufstandes, um uns zu bändigen, die ganze Macht des Königreichs zusammenziehen und die Gelegenheit benutzen, um uns alle unsere Privilegien zu entziehen. Ich glaube nicht, daß es anders gehen wird, denn die Zeit des göttlichen Einschreitens ist vorüber."

„Ha," schrie der Priester, „Ihr seid verwegen genug, dies auszusprechen? Mann ohne Glauben, das ist nicht die Art, wie man um jenes Einschreiten bittet und es erhält!"

„Aber," sprach René zu Herrn v. Ruvigny, „Ihr gesteht selbst, mein Herr, — und Niemand ist besser im Stande darüber zu urtheilen — Ihr gesteht selbst, daß der Hof nur einen Vorwand sucht, uns zu unterdrücken; und eben deßhalb allein scheint es mir, daß wir ermächtigt sind, uns in Vertheidigungszustand zu setzen."

„Ei, was liegt an solchen Vortheilen?" rief der alte Daniel dazwischen. „Soll menschliche Vernünftelei, oder soll die Stimme Gottes uns führen?"

„Ich bin allerdings Euerer Meinung, mein Vater; vergessen wir aber ja nicht, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt, und geben wir dem Kaiser, was des Kaisers ist. Wir wollen unserer Religion folgen, aber nicht eine Partei zu bilden suchen. Der König wird nie dagegen

sein, daß wir unsern Gottesdienst ausüben — dazu werden wir volle Freiheit haben; verlangen wir aber auch nach der zeitlichen Unabhängigkeit, so wird man uns zertreten, und man wird Recht haben, denn es darf im Königreiche nicht zwei Gewalten geben. Habet Acht darauf — die protestantische Partei wird die protestantische Religion tödten."

„Ich glaube nicht, mein Herr," sprach René, „daß die Eine ohne die Andere bestehen kann, denn sie sind die Seele und der Körper. Da man gegen uns materielle Widerstandsmittel hat, so bedürfen wir gleicher Mittel."

„Was die zwei Gewalten betrifft," sprach der Marquis v. Serizy, „welche im Königreiche nicht bestehen können, so vergesset nicht, mein Herr, daß es seit mehrern Jahrhunderten weit mehr, als Zwei gegeben hat, ohne daß man dabei übel gefahren ist."

„Das waren Gewalten, welche stufenweise standen, oder einander im Gleichgewicht hielten, nicht aber solche, die nothwendig Nebenbuhlerinen sein mußten," antwortete Herr v. Ruvigny.

„Warum sucht Ihr Euch so zu verstellen?" rief auf's Neue der Geistliche. „Ich vernehme Euren Gedanken aus Euern Worten. Nicht für die Religion fürchtet Ihr, sondern für Euch selbst; nicht ihre Ruhe liegt Euch am Herzen, wohl aber die Erhaltung Eurer Stellen am Hofe, Eurer Aemter, Eurer Güter, Eurer lehnsherrlichen Bequemlichkeiten. Ihr seid nur dem Namen nach Protestanten, und habet dem Prunke Satans nicht entsagt, indem ihr dem Satan selbst entsagtet, und werdet Euren Glauben wieder verläugnen an dem Tage, wo diese Auskunft nicht mehr möglich ist. Viele von Euch haben es ja schon gethan!

Nun, so fahret fort, Ihr hochmüthigen Menschen, sondert Euch ab von den demüthigen Arbeitern des Glaubens; denn Ihr seid nicht würdig, zu den Rettern Israels gezählt zu werden! Ja, entfernt Euch Alle, dann wird keine menschliche Stimme sich erheben gegen die Stimme des Ewigen."

„Mein Vater," sprach der Marquis von la Force," „Ihr behandelt uns sehr hart und habt auch kein gutes Gedächtniß. Der Adel ist von jeher die standhafteste und eifrigste Stütze der Religion gewesen, und es ist nicht Einer unter uns, der nicht in seiner Familie irgend einen Märtyrer hätte, dessen Güter nicht in den Religionskriegen sehr wären verringert worden."

„Ja," eiferte der Priester fort, „werfet Gott noch vor, was Ihr für ihn gethan habt. Nicht wahr, er ist nicht erkenntlich gewesen und Ihr seid nun der Sache überdrüssig und wollt Euch einen andern Gebieter suchen? Ich aber sage Euch, daß Eure Väter nur das gethan haben, was die geringsten Menschen hätten thun können. Ihr sagt, sie haben die Religion unterstützt; haben sie aber dabei nicht eher eine Stütze für ihren Ehrgeiz gesucht, wie es Andere noch jetzt machen?"

„Das gilt Euch, meine Herren," sprach Herr v. Ruvigny zu den Anhängern des Aufstandes.

„Unsere Väter sind für die Religion gestorben," sprach der Marquis von la Force.

„Gott hat sie gerichtet," antwortete der Priester, „und sie sind todt; aber die Religion wird ewig leben. Ja, die heilige Sache wird thriumphiren, troß Euch, und einst herrschend werden in diesem Lande, wo man sie jetzt kaum duldet, wo sie gezwungen ist, sich zu verbergen und dankbar

das magere Almosen ihrer Tyrannen anzunehmen; Ihr aber werdet ausgestrichen werden aus dem Buche des Lebens, weil Ihr gezweifelt habt. Ihr werdet sehen, ob Gott Eures Schutzes bedarf."

„Das ist ein recht aufrührerischer, heftiger Alter," sprach Herr von la Force, „und ich fange an, das unerträglich zu finden."

„Es ist sonderbar," sagte René, „wie der Geist des Herrschens dem Priesterrocke anhängt, von welcher Natur und Farbe dieser auch sei."

„Hütet Euch," antwortete ihm lächelnd Herr v. Ruvigny; „Ihr kommt in unser Lager. Meine Herren," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „ich habe auf dergleichen Beschuldigungen nur eine Antwort zu geben. Meiner Meinung nach ist der Zustand der Religion dauerhaft und sicher, und wir müssen uns mit der geistigen Freiheit begnügen, die man uns läßt, die man uns niemals zu rauben gedenken wird, wenn wir uns ruhig verhalten; wenn man aber dabei beharrt, Ansprüche an den Tag zu legen und zu unterstützen, die nicht verfehlen können, einen Vernichtungskrieg zu entzünden, dann sollen weder Aemter, noch Gunst mich hindern, der bedrohten Religion zu Hülfe zu eilen."

„Auch uns wird man finden," sprachen alle diejenigen Herren, welche der Meinung Ruvigny's beigepflichtet hatten."

„Und Ihr, meine Herren," sprach dieser zum Marquis v. Serizy und zum Grafen v. Courchival, „werdet Ihr damit Ursache haben, Euch zurückzuziehen?"

„Das könnt Ihr nicht glauben," entgegnete René.

„Wir werden arbeiten, um Euch auf die Probe zu stellen," sagte der Marquis.

„Schaut doch den Priester an!" sprach der Ritter von Rohan.

Der Greis befand sich wirklich in einer bemerkenswerthen Stellung. Er hatte die Arme über der Brust gekreuzt und heftete auf die edle Gruppe einen zu gleicher Zeit verächtlichen und gehässigen Blick.

„Ich habe behaupten hören," sprach René, „der Adel sei angeführt worden, als er sich der Reform in die Arme geworfen, und hätte da ein Ungeheuer genährt, welches ihn erwürgen würde. Der hochwürdige Sauvegrain erinnert mich an diese Sage durch die wilden Blicke, die er eben auf uns wirft."

„Welche Beziehungen können wohl stattfinden zwischen den Vorrechten des Adels und der Art, wie man betet?" fragte Herr v. Ruvigny.

„Ich sehe Viele," antwortete der Marquis v. Serizy; „aber die beiden Ursachen sind durchaus keine Feindinnen, sondern vielmehr innig mit einander verbunden. Die religiöse Unabhängigkeit kann der unserigen nur zu Hülfe kommen."

„Ganz gewiß," antwortete man; „das hat ja die Geschichte schon weitläufig bewiesen."

„Ihr werdet diejenigen aus Eurer Mitte stoßen, die da wohnen bei den Ungläubigen und sich mit ihnen verbinden!" erschallte die Donnerstimme des Priesters.

Aus dieser Probe von der Erörterung kann man urtheilen, ob es den Gläubigen möglich war, einander zu verstehen und einen Entschluß zu fassen. Die Spaltung, die

eben zwischen dem Adel und der Reform sich vollendete, nahm der Letztern viel von ihrer Thatkraft, wenigstens für den Augenblick. Auf solche Art wurde diese Spaltung während des Friedens fertig, wie eine einfache Präcipitation zwischen zwei Elementen, die nur durch heftige Erschütterungen hätten können vermischt, aber nie verbunden werden. In der zweifelhaften, matten Stimmung, worin sich damals der Graf v. Courchival befand, mußte ihm jenes Phänomen Ursache zu vielem Nachdenken geben. Er begriff, daß die Bewegung nicht mehr von der Beschaffenheit war, in die Richtung der Leidenschaften eines Einzelnen hingeleitet werden zu können; daß sie es in der That mehr, als eine Partei, daß es ein Begriff, ein Grundsatz war, der von seinem eigenen Leben lebte und, da er des Schutzes dieses oder jenes Menschen nicht bedurfte, sich auch nicht unterwerfen konnte, ihnen zu dienen. Er lachte über seine Thorheit, daß er daran gedacht hatte, diese verdrießliche Maschine zu lenken und sich aus derselben ein Werkzeug zu machen. Die bittern Worte des Pfarrers Sauvegrain polterten ihm noch in den Ohren und kamen ihm vor, wie jene unterirdischen Donner, welche die Erdbeben verkünden, wie die Drohungen einer Macht, die sich noch nicht ganz enthüllte. Da er den Adel so verwarf und verachtete, mußte er wohl eine andere Stütze haben; allein welche? Die Bürger? Das Volk? Aber die Bürgerschaft war so ruhig, so unterwürfig, und das Volk war so wenig, so gar nichts, daß René endlich meinte, der Geistliche sei verrückt. Das Loos war also geworfen, er mußte jedem Gedanken an Rache entsagen, denn Entsagung war es, wenn er die Gelegenheit abwarten mußte, ohne dieselbe auf irgend eine Art vorbereiten zu

können, und dieser Gedanke drückte ihn vollends zu Boden — sein Leben erschien ihm nur als eine Wüste. Warum hatte er sich den Hof verschlossen? Warum hatte er sich durch die Ehe gefesselt? Welches dunkele, untheilnehmende Leben mußte er nun führen, da er seiner Freiheit und aller Beschäftigung beraubt war? Er war erst zwanzig Jahre alt, und gewiß war diese Aussicht sehr traurig! Dennoch war Genoveva sanft, reizend und sehr fähig, ihn zu trösten; kann man aber sein Leben damit zubringen, sich trösten zu lassen? Kurz, René war in jener peinlichen, quälenden Lage, worin man sich befindet, wenn man vorher unbesonnen durch das Leben gegangen ist, wie alle jungen Leute; aber beim ersten Umdrehen sieht, daß man nicht zu verbessernde Thorheiten begangen hat. Dann fühlt man denselben Schmerz wie ein Kind, wenn es am Morgen einen Fleck in sein weißes Sonntagskleidchen gemacht hat. Es weint; dann sagt es sich selbst, daß Thränen keinen Fleck auswaschen, es faßt wieder Muth, neue Flecke kommen hinzu, es weint nicht mehr und bald ist das Kleidchen so schmutzig, daß man keine Farbe mehr sieht. Aber die keusche, friedliche Jugend René's mußte ihn hindern, seinen Entschluß eben so geschwind zu fassen, als ein Anderer. Von seiner Kindheit an war sein Gewissen nicht abgestumpft worden; übrigens besaß er auch den Stolz der Reinheit und wollte nicht vor sich selbst erröthen.

Als er Abends mit diesen Gedanken beschäftigt war, welche ihn traurig machten und ihn dermaßen einnahmen, daß er sogar den gewöhnlichen Besuch bei seiner Gemahlin vergessen hatte, besuchte ihn der Marquis v. Serizy auf seinem Zimmer. Der alte Herr hatte eine außerordentlich

frohe Miene. Er streckte sich in einen Lehnstuhl, schlug die Beine über einander, stützte die Ellenbogen auf die Arme des Stuhles, wie Leute, welche sich auf ein angenehmes Gespräch vorbereiten, sah René'n lustig an und sprach zu ihm:

„Ihr könntet wohl nicht errathen, was man mir so eben gesagt hat? Das Lustigste von der Welt. Man sagt, Ihr wäret verliebt in Fräulein v. Lamperière, hättet sie heirathen wollen und wäret eben deßhalb vom Hofe verbannt worden. Bewundert Ihr die Erfindung nicht? Fräulein v. Lamperière .....! Die letzte Person, an welche Ihr gedacht hättet! Ha, ha, ha! Ihr könnt Euch vorstellen, wie sehr ich über eine solche Geschichte gelacht habe."

Der Marquis hatte die Sucht, ungläubig zu sein; René dagegen lachte nicht, wie man denken kann.

„Vollständig wird die Sache noch dadurch, daß Euer Vetter der Urheber dieses Gerichtes ist; es ist ein Gegenstück zu der Geschichte seiner Bekehrung. Er hat wirklich eine recht bizarre Einbildungskraft; darüber könnt Ihr Euch aber doch nicht erzürnen? Geht! Wer soll es denn glauben?"

„Ich kann," antwortete René, „mich weder darüber erzürnen, noch darüber lachen, denn es ist wahr."

„Wahr? Ich glaube Ihr scherzt ebenfalls und Ihr habt mir durch die ernste Miene, womit Ihr dieses Wort gesagt habt, Furcht eingejagt."

„Ich scherze keineswegs. Allerdings habe ich Fräulein v. Lamperière geliebt; allein ich durfte sie niemals heirathen, und wirklich bin ich vom Hofe verbannt worden, weil ich ein Gespräch mit ihr gehabt hatte, in dessen Folge sie ohnmächtig geworden war. Das ist Alles."

„Mehr gehört, bei Gott! nicht dazu, mir die Lust zum Lachen zu vertreiben,“ sprach der Marquis aufstehend. „Wie kommt es nun, daß Ihr meine Tochter geheirathet habt? Ihr habt sie als Nothnagel genommen; dafür bin ich Euch in ihrem Namen verbunden.“

„Ich habe Eure Tochter geheirathet, mein Herr, weil es der Wunsch meines Großvaters war und auch der Eure, und weil ich glücklich mit Ihr glaubte leben zu können.“

„Glücklich leben! Mir scheint es, als lebtet Ihr auf gar keine Art mit ihr. Nun erkläre ich mir Eure seltsame Lauue; aber die Heirath kann ich mir nicht erklären, denn wegen meines Erbes könnt Ihr sie doch wohl nicht eingegangen sein.“

„Mein Herr,“ entgegnete René stolz, „wir vernichten den Contract, wann es Euch belieben wird. Ich bedurfte der Familienbande, um mich über die abgesonderte Stellung zu trösten, in welche mich der Tod meines einzigen Verwandten und die Vernachlässigung eines Mädchens versetzt hatten, welches ich liebte, wie man eben zum ersten Male liebt; das sind die Gründe meines Verfahrens. Was das Uebrige betrifft, so liegt die Erklärung davon in der Jugend meiner Frau und in der Kälte, die sie mir gezeigt hat.“

„Kälte! Kälte! Die habe ich nicht gesehen, mein Herr.“

„Ich aber habe sie gefühlt. Beschwert sich Frau v. Courchival über mich?“

„Nein, nein. Das arme Kind!“

„Eben das rechtfertigt mich.“

Der Marquis entfernte sich und überließ René'n auf's

Reue dem Verdruß und unangenehmen Ueberlegungen. Er schlief nicht ein, denn er hatte in der That einen Feind in sich selbst. Es war ein um so drückenderer Gedanke, als der junge Graf sich nicht verbergen konnte, daß er zuerst Unrecht gehandelt und jetzt nicht mehr den Vortheil der Waffen hatte. Dann konnte auch jene Entdeckung nicht verfehlen, zwischen seinem Schwiegervater und ihm nachtheilige Veränderungen, verborgene Feindseligkeiten herbeizuführen, welche ihm den Aufenthalt zu Serizy unerträglich machen und seine Hypochondrie vollends auf das Aeußerste treiben würden. Er fühlte jenes Bedürfniß einer Ortsveränderung, welches sich immer melancholischer Leute bemächtigt, als ob sie den Trauerschleier nicht mit sich nehmen müßten, der ihnen alle Gegenstände verdunkelt; auch beschloß er, den ersten Vorwand zu ergreifen und seine Güter im Languedoc und in der Provence zu besuchen, um auf diese Art seinem Schwiegervater, der Synode, den Empörungsplänen und sogar seiner Frau zu entfliehen, deren rührende Heiterkeit ihm als beständiger Vorwurf erschien. Warum konnte er nicht sich selbst entfliehen!

Ein Brief Bertrands, welchen er den zweiten Tag darauf erhielt, kam zu gelegener Zeit, denn er mußte als Ursache zu dieser Reise dienen und ihr die Aehnlichkeit mit einer Flucht benehmen. Es war in diesem Briefe die Rede von einigen Streitigkeiten, die ohne seine Gegenwart hätten beseitigt werden können; da jedoch dieselbe auch nicht schaden konnte, so war dies genug, um ihn zur unverzüglichen Abreise zu bestimmen. Als er diesen Entschluß ankündigte, richtete Genoveva einen Blick auf ihn, den er nicht mißdeuten konnte.

„Nein,“ sprach er zu ihr, „ich kann Euch nicht mitnehmen, denn diese Reise wird sehr rasch gehen und würde Euch unangenehm werden. Uebrigens ist auch in Courchival nichts zu Eurer Aufnahme vorbereitet; allein ich verspreche Euch, Eure Wohnung in Ordnung bringen zu lassen, worauf ich sogleich zurückkehren werde, und zwar ganz anders, als ich zur Stunde bin.“

„Das ist zu wünschen,“ sprach der Marquis zürnend mit halblauter Stimme.

„Glaubt Ihr nicht vielmehr,“ fragte die Gräfin, „daß der Anblick jener Oertlichkeiten Euern Schmerz erneuen wird?“

„Es ist ein gewaltsames Mittel, welches aber gelingen kann,“ antwortete René. „Wenn ich unheilbar bin, nun, so mögt Ihr mich verlassen.“

„Nimmermehr!“ erwiederte Genoveva lebhaft. „Ich darf und kann es nicht.“

René war zu beschäftigt mit dem Gedanken an seine Abreise, um, wie es doch wohl hätte geschehen sollen, von dem fast leidenschaftlichen Ausdrucke gerührt zu werden, welchen das jungfräuliche Weib in dieses Wort legte. Er schloß sie in seine Arme, küßte sie zärtlich auf die Stirn und ging, Alles zu seiner Abreise vorzubereiten. Eine Stunde nachher befand er sich auf dem Wege, und zwar leichter und ruhiger, als er seit einem Jahre gewesen war. Und was hatte sich in seinem Schicksale verändert? Gewiß nichts; wenn man aber noch jung ist, erheitert eine Reise immer, es findet sich dabei stets, ich weiß nicht, welche Hoffnung auf Abenteuer und Entdeckungen, die einer dichterischen Einbildungskraft lächelt. Dann ist man auch frei, entbun-

den der alltäglichen Gewohnheiten; die Ruhe aber ermüdet, wenn sie lange dauert, man muß Bewegung haben und freut sich, noch nicht gliederlahm, oder dumm zu sein. Diese Zufriedenheit braust zwar bald aus, ist aber alsdann deßhalb nicht weniger nützlich gewesen, denn der Kummer ist nach einer Zerstreuung nicht mehr so schmerzhaft.

Der Hof war damals in der Provence, ein Nebenumstand, welchen wir bemerken müssen. Diese Provinz war schon lange unruhig, und der König wollte sie zur Vernunft bringen sehen. Der Cardinal Mazarin fand ein sehr einfaches Mittel, sie zu beruhigen; er bestach nämlich den Präsidenten v. Oppède, welcher das Haupt der Aufrührer war. Der Präsident erklärte, er habe nie gegen den König auftreten wollen, sondern bloß gegen Herrn v. Angoulème, Gouverneur der Provinz; wenn der König entschlossen sei, die Aufrührer zu strafen, so würde er selbst es gern übernehmen, Herrn v. Merceur in seiner Expedition gegen dieselben zu unterstützen.

Die Uebereinkunft wurde in diesem Sinne abgeschlossen.

Herr v. Oppède büßte seinen Fehltritt vollkommen dadurch ab, daß er Leute, welche strafbar genug gewesen waren, sich durch ihn zum Aufstande hinreißen zu lassen, ohne Erbarmen theils hängen ließ, theils auf die Galeeren schickte. Eben nicht mehr stand er an, die Mitglieder seines Parlaments des Landes zu verweisen, welche die Verwegenheit gehabt hatten, ihn bei aufrührerischen Beschlüssen zu unterstützen. Das Alles war sehr wohl gethan. Es bedurfte der Beispiele, und man bediente sich hierzu solcher Leute, die zu weiter nichts gut waren, denn es war nicht mehr die Rede davon, alle Schulbigen zu strafen — das wäre un-

möglich gewesen — sondern die Provinz zu beruhigen, was eine sehr wichtige Sache war, die aber dem Herrn ersten Präsidenten schneller gelang, als man ohne ihn mit einem zwei Mal stärkern Heere würde zum Ziele gekommen sein. Man ersparte mit seiner Hülfe sowohl Menschen, als Geld — verdiente er da nicht das Vertrauen und die Gnade des Königs? Beide fehlten ihm aber auch nicht. Man ließ ihn Herr über Alles, aber auch darüber, daß er den Haß der Einwohner ganz allein auf sich selbst zog. Auch das war sehr billig.

Herr v. Quesmes, der an den Hof zurückgekehrt war, hatte das Vergnügen, einen Offizier, der mit ihm im Regiment Valois gedient hatte und welcher in sechs Monaten nicht so vielen Lärm gemacht hatte, als er selbst in sechs Wochen, gefesselt nach den Galeeren führen zu sehen. Die Gabe, die rechte Zeit zu wählen, ist eine gute Sache.

„Ich fange an zu fürchten,“ sprach der Vicomte, „daß der Herr Präsident sich endlich auch meiner erinnern möchte, und ich wünschte doch zu wissen, ob er nach alphabetischer, oder nach chronologischer Ordnung verfährt, denn er scheint nicht eben mit den Schuldigsten angefangen zu haben.“

Schnell berichtete man diesen Witz Herrn v. Oppède, welcher, ohne weiter in Bewegung zu gerathen, antwortete:

„Ich habe kein Recht, mich dessen zu erinnern, was der König vergessen hat, sondern ich gebe bei der Bestrafung denen der Vorzug, welche zuerst gefangen wurden, so wie auch den Landeseinwohnern.“

Dieser Präsident war nicht allein ein thätiger, sondern auch ein geistreicher Mann.

Es gab ein provencalisches Sprichwort, welches sagte:

Das Parlament und die Durance richten zu Grunde die Provence. Man bemerke, daß hier das Parlament zuerst genannt wird. Nun war in diesem Jahre die Durance unheilbringender gewesen, als jemals, also konnte das Parlament nicht zurückbleiben. Wie dachten aber auch die unbesonnenen Provencalen, daß sie, um sich aufzulehnen, eine Zeit wählten, wo alle andern Provinzen zum Gehorsam zurückgekehrt waren, wo auch kein ausländischer Krieg stattfand, welcher die Truppen beschäftigte, und wo der König die benachbarten Provinzen bereiste? Sie hatten sich eben so unbedachtsam, als unehrerbietig gezeigt und verdienten, daß Gott alle seine Geißeln über sie entfesselte.

Während aller Hinrichtungen, während man die eigentlichen Aufrührer hing und peitschte, die Urheber der Meuterei des Landes verwies und absetzte und eine Citadelle baute, um die Marseiller im Zügel zu halten, besuchte der König die verschiedenen Städte der Provence; der Cardinal war zu Toulouse wieder mit dem Hofe zusammengetroffen und befand sich also bei Ihren Majestäten in der Provence. Der Minister stand zu jener Zeit auf dem Gipfel seines Ruhmes und seiner Größe, denn siegreich hatte er den Frieden mit Spanien, so wie die Vermählung des Königs mit der Infantin abgeschlossen, jedoch nicht, ohne dem Vertrag einige verfängliche Klauseln beigefügt zu haben, welche die Verzichtleistung auf die Erbfolge kraftlos machten. Ganz Frankreich sang das Lob Mazarins, und der König v. England warb um die Hand einer seiner Nichten. Außerdem wurde der Cardinal alt und litt an der Gicht; er konnte

sich also nun als geschützt gegen allen Wandel betrachten und friedlich seines fabelhaften Schicksals genießen.

Der Hof kam gegen die Mitte des Januars nach Arles, blieb da einige Tage, und während derselben machten Ihre Majestäten mehrere Ausflüge in die Umgebungen. Trotz der großen Ehrfurcht der Königin-Mutter für alle Reliquien wagte sie es doch nicht, eine Wallfahrt nach Saintes-Maries zu unternehmen, noch sich durch die Camargue zu wagen, denn Herr v. Quesmes machte so erschreckliche Beschreibungen von dieser unbekannten Insel, ihren Sümpfen und treulosen Sandebenen, von ihren Stieren und wilden Pferden, daß alle Damen, und sogar das unerschrockene Fräulein v. Montpensière, der Alp davon drückte, und die Neugier der Furcht wich. Die Provence war damals noch wenig bereist worden, und die gleichzeitigen Berichte sprechen von dieser französischen Provinz wie von einem ganz fremden Lande, in Bezug auf ihr Aeußeres und die Sitten ihrer Bewohner, welche unsere guten Väter nicht weniger scheinen in Erstaunen gesetzt zu haben, als es bei uns heut zu Tage China und die Chinesen thun würden.

Aus Rücksicht auf die Damen und auch, weil man ihm berichtete, die Camargue sei eben gänzlich durch das Meer und den Rhone überschwemmt, ging der König nicht dahin; allein er wollte das Städtchen Aiges-Mortes besuchen, welches auf ewig berühmt ist, weil es gesehen hat, wie der heilige König Ludwig und seine Barone sich einschifften, um Aegypten zu erobern. Dies ist jedoch nicht der einzige Anspruch dieser kleinen Stadt auf großen Ruhm, denn ohne weiter zurückzugehen, dürfen wir nur erwähnen, daß sie allein von allen französischen Städten während der Hundert Tage

die weiße Fahne auf ihren Wällen bewahrt hat, wodurch sie doch wohl einige Aufmerksamkeit verdient.

Da die Zeit der Fürsten kostbar ist, so wollte der König den Weg von Arles nach Aiges-Mortes benutzen, um das Vergnügen der Reiherbeize zu genießen. Der Erzbischof von Arles, Herr Franz Adgemar v. Monteil von Grignan, Fürst von Salon und Montdragon, war ein großer Jagdliebhaber, was zu jener Zeit für einen vornehmen Geistlichen durchaus nicht unschicklich war. Er hatte die schönste Jagdrüstung an Pferden, Hunden und Falken und fand sich geehrt, daß der König sich derselben gnädigst bedienen wollte. Man ritt einige Zeit am Ufer der Rhone hin, ohne Reiher zu finden. Der König fing schon an, ungeduldig zu werden, und es wäre ihm sehr ärgerlich gewesen, wenn er in deren Ermangelung andere Vögel hätte jagen sollen, denn er sah es gern, wenn das, was er sich vorgenommen hatte, buchstäblich ausgeführt wurde; allein der Zufall hütete sich, ihm irgend einen schlimmen Streich zu spielen.

Auf das Knallen der von den Jägern abgeschossenen Flinten und Pistolen sah man endlich eine Schaar von Reihern sich in einem Sumpfe bewegen und ihre Flügel ausbreiten, sobald der Ruf: „Zum Flug!" ertönte, welcher das bei dieser Jagd besonders übliche Geschrei war. Der König wollte das Vergnügen des Stoßvogels haben. So nannte man einen Raubvogel, der abgerichtet war, den Falken in die Höhe zu treiben, indem er denselben immer neckte, sich aber in keinen Kampf mit ihm einließ. Der Edelmann, welcher das Amt des Großfalkeniers verrichtete, nahm den Vogel von der Hand des Oberjägers und setzte ihn auf die des Königs, welcher ihn auf den stärksten, am

lautesten schreienden Reiher steigen ließ, worauf der Kampf sogleich begann. Der Reiher stieg so hoch, daß man ihn fast nicht sah, ohne daß der gewandte, hartnäckige Gegner sich ermüden oder täuschen ließ. Nun enthaubte man die andern Vögel, und der ganze Flug stieg empor, wie eine Wolke von Pfeilen. Der Reiher vertheidigte sich tapfer; allein er hatte zu viel zu thun. Schrecklich verwundet wurde er bald schwach, fiel, sich drehend, herab und lag zappelnd und flatternd auf dem Trocknen, nicht weit von der Stelle, wo er aufgeflogen war. Man löste einen Windhund, welcher ihn würgte, damit er die Vögel nicht verwunden konnte. Ein Jäger schnitt ihm den Kopf ab und brachte ihn dem Großfalkenier, welcher ihn, dem Gebrauche zufolge, dem König überreichte. Während man den Gerfalken und Sakerfalken, die gekämpft hatten, das Jägerrecht gab, griffen andere Flüge die übrigen Reiher an, welche oberhalb des Morastes dumm in der Luft umherkreisten. Der König hatte großes Vergnügen an dieser Jagd und zeigte eine offene Laune und eine heitere Miene, die ganz das Gegentheil von seiner gewöhnlichen Zurückhaltung waren.

Die Jagd hatte nicht weit von der Schiffbrücke von Saint-Gilles stattgefunden, gerade dem Schlosse Courchival gegenüber. Der König bemerkte das schöne, ernste Lehnsdenkmal und fragte, wem dasselbe gehörte. Der Garde-Hauptmann, Ritter von Gordes, welcher aus dem Lande war, übernahm die Antwort, da sich Niemand sehr dazu drängte, den Namen eines in Ungnade gefallenen Mannes auszusprechen.

„Ach," sprach der König, „nun wundere ich mich nicht mehr über die trotzige Laune dieses jungen Mannes! Ein

solcher Wohnsitz kündigt eine alte, mächtige Familie an. Man muß von den Thürmen eine herrliche Aussicht haben und das ganze Land auf zehn Lieues in die Runde sehen können. Ich habe Lust, hinaufzusteigen. Schickt Jemanden und laßt Euch erkundigen, ob Herr v. Courchival zu Hause ist. Ihr, Genouillac, seid ja sein Verwandter und müßt ja wissen, was aus ihm geworden ist."

„Sire, Eure Majestät werden mir verzeihen; aber ob ich gleich ein naher Verwandter des Grafen von Courchival bin, so habe ich ihn doch niemals genau gekannt, und übrigens bin ich auch, seit meiner Bekehrung, meinen Verwandten zum Abscheu geworden."

„Wir wollen Euch für dieses Mißgeschick zu entschädigen suchen, Vicomte," antwortete der König, welcher nun anfing, mit Colbert allein zu reden, während er immer dem Schlosse zuritt.

Die Hofleute schwiegen, ganz erstaunt über des Königs komischen Einfall, in welchem sie irgend einen geheimen Gedanken suchten. Herr von Quesmes suchte in Gedanken hin und her, mit welcher Bosheit er seinen Vetter begrüßen könnte; denn er war zu klug, als daß er hätte daran denken sollen, demselben so gerade unter den Augen des Königs einen Streich zu spielen. Er wußte, daß sein Gebieter dies als einen Mangel an Ehrfurcht betrachten könnte, und wollte seine entstehende Gunst nicht für eine Sache auf das Spiel setzen, die noch Zeit hatte und an die er auch nur aus Ueberlegung dachte, denn seine Eigenliebe war rachsüchtiger, als sein Herz.

Der Graf war den Tag vorher angekommen und konnte in seiner Stellung nicht daran denken, vor dem Könige zu

erscheinen; sein Erstaunen war daher außerordentlich groß, als er den Reiterzug auf das Schloß zukommen sah und erfuhr, daß der König nicht nur dabei wäre, sondern auch recht gut wußte, wem dasselbe gehörte. Er ließ die Zugbrücke niederlassen und die Thore öffnen, ging aber dem Könige nicht entgegen und zeigte sich auch nicht, und als der Zug in den Hof einritt, war Niemand gegenwärtig, als der alte Bertrand. Uebrigens war Alles offen, und das alte Schloß hatte daher das Ansehen eines gar sonderbaren Empfanges.

„Was ist das?" rief der König. „Sind wir denn in einem bezauberten Schlosse, im Palast der Schönen mit dem schlafenden Holze? Es scheint nicht ganz gewiß, ob der Alte da die Fähigkeit hat, zu reden und sich zu bewegen."

„Es ist vielleicht irgend eine Verrätherei, Sire," sprach Colbert.

„Bah," entgegnete der König, indem er auf die düstere Vorderseite und auf seine Begleitung einen im Kreise herum gehenden Blick warf. „Aber ich glaubte, Herr v. Courchival wäre zu Hause?"

„Sire," sprach jetzt der alte Stallmeister, „da mein Herr die Ungnade Ihrer Majestät auf sich gezogen, so hat er gefürchtet, Ihnen zu mißfallen, wenn er sich Ihren Blicken zeigte, und ist bereit, sich zu entfernen, um das Schloß Ihrer Verfügung zu überlassen."

„Das ist," sprach der König, „eine Zartsinnigkeit, welche mir nicht mißfallen kann; allein wir sind hier nicht in unserer Wohnung, sondern in der des Herrn von Courchival, welcher immer das Recht hat, hier den Wirth zu machen, und er kann also ohne Furcht vor uns erscheinen."

Auf dieses Wort zeigte man, um den Grafen zu suchen, größere Eile, als man gezeigt hatte, die erste Frage des Königs zu beantworten, und René erschien in demüthiger Stellung, mit sehr zweckmäßiger, zerknirschter Miene. Er warf sich, ohne ein Wort zu sagen, zu den Füßen des Königs, welcher gerührt zu sein schien und, ihn aufhebend, mit halb strengem, halb väterlichem Tone, den er, ungeachtet seiner Jugend, anzunehmen wußte, zu ihm sagte:

„Man versichert uns, mein Herr, daß Ihr gegen uns conspirirt, und sind gekommen, um selbst zu sehen, was an der Sache ist."

„Sire," antwortete René, „obgleich die Ungnade Eurer Majestät die Gemüther derjenigen, auf denen sie lastet, gewiß tief betrüben muß, so bin ich doch noch nicht sinnlos und habe einen solchen Gedanken keineswegs fassen können."

„Gut, mein Herr. Wir wissen übrigens, daß Ihr Euch mit Angelegenheiten beschäftigt habt, welche sich nicht gut mit denen eines Complots vertragen."

„Sire, ich war des Trostes bedürftig. Nun erinnerte ich mich, daß Eure Majestät zu Herrn v. Schomburg sagten, ich sollte mich verheirathen, und so habe ich mich denn verheirathet."

„Darin sehen wir gar nichts Böses, mein Herr, songanz das Gegentheil. Ist Frau v. Courchival bei Euch?"

„Nein, Sire; ich bin nur aus Nothwendigkeit hierher gekommen, sonst hätte ich es nie gewagt, mich dem Aufenthalt Eurer Majestät zu nahen."

„Wir sind mit Eurer Unterwürfigkeit zufrieden, mein Herr, und ermächtigen Euch, in diesem Lande zu bleiben, so lange Eure Angelegenheiten es erfordern. Habt Ihr dann

noch müßige Tage, so mögt Ihr unsere Befehle einige Zeit hier abwarten."

Der König erinnerte sich nun der ersten Ursache seines Besuchs auf dem Schlosse Courchival und stieg auf den höchsten Thurm, von wo die Aussicht in der That bewundernswürdig war und sich vom Meere und von den Alpinen aus bis nach Beaucaire erstreckte. Als er fortritt, forderte er den Grafen noch ein Mal auf, seine Befehle hier zu erwarten. Der Mann, welchem Ludwig XIV. die Ehre erzeugt hatte, seine Ungnade auf ihn zu werfen, war schon dadurch allein in seinen Augen erhoben; dies rechtfertigt wohl die Aufmerksamkeit, welche er unserm René gewährt hatte und welche beim ersten Anschauen als ungewöhnlich erscheinen kann.

Obgleich unser Held nicht ganz gegen die Verblendungen geschützt war, welche die Gegenwart und die Rede des Königs ausüben, so veränderte dieser Vorfall die Stimmung seines Geistes doch sehr wenig, wahrscheinlich, weil derselbe in seinem Schicksal keine Veränderung hervorbringen sollte. Die Seele ahnet fast immer die Zukunft; allein dieser Prophet, den wir in uns tragen, wird eben so wenig angehört als die andern.

Als er sich wieder an diesem Orte befand, wo sein Schicksal sich geknüpft hatte, wo sein Leben gleichsam in der Quelle war vergiftet worden, fühlte René wohl, daß er das Geschick, welches auf ihm lastete, nur durch einen gewaltsamen verzweifelten Entschluß beschwören konnte. Der Fluch seines Großvaters, den er wie einen vergifteten Pfeil im Busen trug und der seine Seele vereiterte, schlief nicht ein, er mußte herausgerissen werden. Zwei Vorstellungen traten

wechselsweise vor den Geist René's, als die einzigen Mittel gegen sein Leiden, nämlich übertriebene Anstrengung, oder ganz ungestörte Ruhe, also eine Reise in unbekannte Himmelsstriche, einer jener Züge, bei denen man an keine Rückkehr denkt, ungeheure Meere, die man durchschneiden, Klimaten von Feuer oder Eis, denen man trotzen muß, Kämpfe, Stürme, Entbehrungen, Gefahren jeder Art, oder eine vollkommene Einsamkeit, eine Höhle in der Wüste, und das ganze Leben hinbringen, ohne ein menschliches Antlitz zu sehen, ohne ein Wort zu reden, den Himmel ansehen und sein Herz wiegen.

Da der junge Graf so weit gekommen war, so darf man sich nicht wundern, daß ihn die Hoffnung, einst wieder am Hofe zu erscheinen, gerade nicht sehr aufregte, und daß er eben beim Anblicke des Fürsten, der ihn vor Kurzem doppelt beschimpft hatte, keineswegs vor Wuth empor sprang. Das körperliche Elend macht feindselig; aber das Unglück der Seele führt zur Gleichgültigkeit. René's Liebe zu Fräulein von Lamperière war indeß nicht ganz erloschen; wenn es jedoch wahr ist, daß in der Liebe oft eben so viel Haß als Zuneigung Statt findet, so giebt es auch in diesem Gefühl einen Zeitraum der Flammen und einen Zeitraum des Eises, einen Zeitraum der Leidenschaft, der Aufwallung, der Unterwerfung, und einen Zeitraum der Verachtung, des düstern Schweigens, wo man den geliebten Gegenstand zu seinen Füßen sieht, ohne das Gesicht zu verändern, aber nicht, ohne daß das Herz sich windet und schrecklich leidet. Dann läßt Cupido Psychen umher irren und betteln und giebt sie ohne Mitleiden allen Furien seiner Mutter Preis. Dann besteht zwar die Liebe darum nicht weniger, allein sie

muß Genugthuung für den Schimpf haben, der ihm widerfahren ist und den sie nicht selbst bestrafen will.

Sobald René erfahren hatte, daß der Hof nach Aix zurückgekehrt sei, begab er sich nach Arles, um den alten Apotheker, dessen Weisheit immer gut anzuhören war, und auch dessen junge Enkelin zu besuchen, das einzige Geschöpf in der Welt, welches durch Bande des Blutes an ihm hing und welchem in dieser Eigenschaft seine Theilnahme niemals fehlen konnte, so groß auch seine Leiden und seine Schmerzen sein mochten. Man vergißt eine Geliebte, einen Freund, aber niemals eine Schwester, denn das Blut hat ein besseres Gedächtniß als das Herz.

Der Apotheker war in seiner Hühnersteige, und Magdalene spielte unten mit dem kleinen Römer; aber die beiden Letztern geriethen bei René's Ankunft nicht in Bewegung, und jene grüßte ihn sogar etwas bekannt. Der Graf fand den Greis mitten in seinem Laboratorium, dessen Niederlage nur mittelmäßig hergestellt war und welches aussah wie ein Tempel, wo die Bilderstürmer gewüthet haben. Gigadas hatte seine ganze, frühere Thätigkeit und Heiterkeit verloren; in zwei Monaten hatte er um zehn Jahre gealtert, war gebückt und — seltsam genug! — fett geworden. Man sah, daß er auf sein Austrocknungspulver verzichtet hatte; allein weniger aus Mangel an Gebrauch desselben war er so schwer geworden, als in Folge irgend eines lastenden Gedankens, welchen die Arbeit seiner Hände nicht mehr von seiner Stirn abwenden konnte. Dieser alte Baum, der sonst, obgleich entblättert, noch so lebendig und kräftig gewesen, war plötzlich im Herzen vom Wurme durchfressen worden und zeigte den nahe bevorstehenden Untergang. Er verließ

die Bücher und Papiere, worin er vertieft war, und begrüßte den jungen Edelmann mit einem ernsten Anstande, welcher diesem, wegen des großen Abstandes von dem frühern Hüpfen, wehe that. Sie betrachteten einander einen Augenblick schweigend, mit schmerzlicher Neugier. Endlich sprach der Greis zuerst:

„Ihr findet mich alt geworden, und ich kann sagen, daß ich an Euch dasselbe finde, Herr Graf; allein Ihr besteht Eure erste Prüfung, ich dagegen meine letzte. Ihr werdet ein Mann, und ich — werde Staub.“

„Ich glaube,“ antwortete René, „man widersteht nicht immer der ersten Prüfung.“

„Man stirbt aber jedes Mal bei der letzten,“ entgegnete der Greis.

„Das sind Grabesgedanken, Meister. Was habt Ihr denn mit Eurer alten Heiterkeit gemacht?“

„Ich hoffe doch wenigstens, daß Ihr nicht meint, der Gedanke an den Tod hätte mir dieselbe geraubt. Bin ich nicht im Besitze des Mittels, mein Leben zu verlängern? Dies aber hat zu gleicher Zeit meinen Willen, meine Heiterkeit und meinen Körper getödtet.“

Und der Greis zeigte René'n ein Blatt Papier, auf welches eine offene Hand gezeichnet war, mit geometrischen und astronomischen Linien und Figuren.

„Was ist das?“ fragte der junge Mann.

„Es ist die Hand meiner Enkelin,“ antwortete der Greis mit einer kläglichen Miene, welche für Menschen ohne Leiden — was beinahe dasselbe ist als ohne Seele — vielleicht komisch gewesen wäre, René'n aber keineswegs zum Lachen reizte.

„Ja," fuhr der Apotheker fort, „die Hand meiner Enkelin, und darinnen sind alle Unglück verkündenden Zeichen; nicht solche, welche Verbrechen und Laster ankündigen — arme Unschuldige! sie kann nicht sündigen — aber die Zeichen eines kurzen Lebens und eines gewaltsamen Todes. Sehet nur her!"

„Ich sehe nichts," antwortete René sanft, „als Linien, welche sich durchkreuzen."

„Ach, es ist wahr, Ihr seid kein Chiromant. Nun, durch das viele Betrachten dieser Linien sind sie für mich beseelt und sprechend geworden; aber seht hier, die Lebenslinie oder Cardiaca ist so kurz, daß sie nicht weiter geht, als bis in die Mitte des Saturnus-Berges. Die hepatische Linie ist außerordentlich fein und endigt sich in einem x. Es giebt nichts Unglücklicheres. Nun kommen zahllose Zeichen eines gewaltsamen Todes. Hier eine Linie, welche die Lebenslinie, die hepatische Linie und die Linea mensalis durchschneidet. Glaubt Ihr, daß in dieser so fleischigen, feinen Hand sich eine so ungewöhnliche Linie vergebens befinden könnte? Nein, das ist nicht möglich, sondern es ist ein unheilbringendes Zeichen, welches eine lange Erfahrung mich als unverwerflich zu betrachten gelehrt hat. Es ist noch mehr da. Diese beiden Zweige, die sich von der Linea mensalis nach dem Zeigefinger und dem Mittelfinger hin theilen, verkünden sicher, daß sie durch ein Schwert sterben wird. Wie soll nun," fuhr er mit erstickter Stimme fort, „eine Kraft, welche bisher durch die Hoffnung allein genährt wurde, diesem Allen widerstehen? Ihr könnt nicht wissen, welche Zärtlichkeit ich für dieses Kind hege, ich, der ich Wohlwollen für die ganze Welt fühle; denn ach, Ihr kennt

ja den ganzen Umfang meines Unglücks noch nicht! Ich aber, ich sehe in meiner eigenen Hand alle Zeichen eines langen Lebens! Die Linea restricta, welche vier Mal da ist, der Corpus und die Vasata, zeigen an, daß ich achtzig Jahre alt werden und also meine arme kleine Magdalene überleben soll, deren Tod ganz nahe ist. Ist das nicht schauderhaft? Wenn ich aber Alles betrachte, so ist es doch so besser; denn was wäre aus ihr geworden ohne mich?

„Ist sie nicht meine Schwester?“ fragte René heftig bewegt, indem er die Hände des Greises ergriff.

„Das ist sie ganz gewiß, und ich würde in Euern guten Willen, sie zu beschirmen, Vertrauen setzen; wer aber weiß, welches Geschick Euch selbst wohl treffen mag? Laßt mich Eure Hand besehen.“

„Nein, nein! Wenn ich sehe, wie sehr ein so kluger Mann, wie Ihr, diesen eiteln Vorstellungen Einfluß gestattet, so fürchte ich, daß dieselben sich auch meiner bemächtigen. Ich glaubte, die Chiromantie sei bereits den alten Weibern überlassen worden, die gut Glück prophezeien.“

„Ihr habt Recht,“ antwortete traurig der Greis. „Ja, ja, die Wissenschaft ist unselig, aber darum nicht eitel, und auch die Schrift selbst lehrt uns, daß Gottt unser Geschick in unsere Hand geschrieben hat. Qui signat in manu omnium hominum ut noscant singuli opera sua. Sagt Hiob nicht also? Cheiromantia, per anagramma: Sic omnia certa. Die Erfahrung hat es mir hinlänglich bewiesen.“

René entsagte dem Vorhaben, die Begriffe zu bekämpfen, von denen der Greis unheilbar verwundet war und welche eine jede Erörterung nur tiefer in seinen Geist einprägen mußte. Er erzählte ihm nun auch seine Schmerzen, so wie

die Gedanken, welche ihn ohne Unterlaß quälten, und fragte ihn, ob er in den Schätzen seiner Weisheit ein stillendes Mittel gegen die schmerzliche Unruhe finden könnte, die er nicht mehr zu ertragen vermöchte.

„Das ist," antwortete der Greis, „das Zeichen einer nahen Entscheidung Eures Geschickes, darauf könnt Ihr Euch verlassen, und dieser Gedanke muß Euch vorläufig beruhigen."

In diesem Augenblicke schlüpfte Magdalene auf den Fußspitzen in das Zimmer und flüsterte einige Worte in das Ohr ihres Großvaters, dessen Augen sich mit Thränen füllten.

„Ist das nicht auch wieder eine schreckliche Vorbedeutung?" fragte er den Grafen. „Seit einigen Tagen denkt sie nur daran, auf dem großen Gottesacker in den Elysäischen Feldern zu lustwandeln."

„Ich kenne Euch wohl," sprach plötzlich das Kind zu René; „wollt Ihr mit mir gehen?"

24.

Entwickelung.

Als René den Greis verließ, schlug er den Weg nach seiner Wohnung mit jener Eile wieder ein, die allen kranken Gemüthern eigen ist. Der alte Stallmeister kam ihm entgegen, und zwar mit sehr bewegter Miene.

„Gut," dachte René; „es wird etwas vorgefallen sein — Gutes oder Böses — ich freue mich darüber."

„Herr Graf," sprach Bertrand, „so eben ist im Schloß eine junge Dame angekommen, die nur mit Euch selbst reden will; da sie aber Trauerkleidung trägt und sehr betrübt aussieht, so dachte ich, ihr Besuch würde Euch nicht angenehm sein . . ."

„Hättest Du sie vielleicht abgewiesen?" fragte René heftig.

„Das konnte ich nicht, Herr Graf, denn sie wollte Euch abwarten."

„Und wo ist sie?"

„Im schwarzen Saale; denn sie wollte durchaus dahin gehen, und ich brauchte ihr den Weg auch gar nicht zu zeigen, sondern mußte sie gewähren lassen; ihre Gegenwart beunruhigte mich aber wie eine Erscheinung aus der andern Welt, und sonderbar sind wahrlich ihr Aeußeres, ihr Benehmen, ihre Stimme . . ."

Ohne weiter zu hören, spornte René sein Pferd, sprengte im Galop durch die Auffahrt und über die Brücke in den Hof, sprang vom Rosse, ohne zu warten, bis der Diener ihm den Steigbügel hielt, und stürzte, vier Stufen auf ein Mal nehmend, die Treppe hinauf in Emery's Thurm. Als er an der Thür des unheilschwangern Saales angekommen war, blieb er einen Augenblick stehen, um Athem zu holen und ein wenig den Schlag seines Herzens zu beruhigen, welches seine Bande zu zerreißen drohte; aber plötzlich öffnete sich die Saalthür vor ihm, und René bebte unwillkürlich zurück vor der Gestalt, welche sich ihm zeigte. Es war Fräulein von Lamperière; aber welche Veränderung war mit ihr vorgegangen! Ihre Farbe war grünlich blaß, wie sie das Leben dem nahen Tode nur auflegt; ihre Lippen waren blau und zitternd, ihre Augenbrauen zusammengezogen, ihre Augen hatten einen Glanz, der noch unheimlicher war, als die Abspannung ihrer übrigen Züge, und sicher konnte sie für ein Wesen jener Welt gelten. Man konnte nicht sagen, daß sie verändert wäre oder gealtert hätte, sondern sie war todt und glich dem, was sie gewesen war, wie ein Gespenst einem Lebenden gleichen kann.

„Gott sei Dank," sprach sie mit abgebrochener, schrecklich bewegter Stimme, „Ihr werdet noch zu rechter Zeit kommen! Laßt uns aber eilen!"

Bei diesen sonderbaren Worten faßte sie René'n bei der Hand. Der junge Mann fühlte sich bis zum Herzen erstarrt von der Berührung dieser Hand, deren feuchte, zitternde Kälte eben so überraschend war, als das Uebrige.

„Fräulein," sprach er, „um des Himmels willen, was

habt Ihr und was kann ich für Euch thun? Ihr befindet Euch nicht wohl, scheint es mir . . .“

„Ich friere ein wenig; aber das ist nichts, es wird bald vorbei sein; man stirbt nicht daran. Kommt, setzt Euch her, näher zu mir. Vor was fürchtet Ihr Euch? Ihr seht ja, daß ich ruhig bin; ich will nur mit Euch plaudern.“

„Aber Fräulein, ich kann nicht begreifen . . .“

„Ich will Euch das Alles erklären; setzt Euch nur und laßt mich reden.“

René gab dem Eindrucke nach, den Alles, was übernatürlich zu sein scheint, auf eine abergläubische Einbildungskraft übt. Er setzte sich auf den Sessel, den Louise schon im Voraus neben den Armstuhl gestellt hatte, wo der alte Graf gestorben und welcher seitdem auf demselben Orte stehen geblieben war; sie selbst aber sank in eben diesen Armstuhl.

„René,“ sprach sie dann, sich zu ihm neigend, „ich weiß, daß Ihr für mich verloren seid, denn ich habe Euch einen Augenblick vergessen, und so hattet Ihr das Recht, mich ganz zu vergessen. Habt Ihr mich wirklich vergessen?“

„Diese Frage, mein Fräulein, muß mich überraschen, und ich sehe nicht, zu was es nützen kann, dieselbe zu beantworten.“

„Nein, Ihr habt mich nicht vergessen, das war unmöglich; aber Ihr hasset mich, das sehe ich. Nun, das ist mir noch lieber, als eine kalte Gleichgültigkeit. René, ich habe Euch verrathen, und dennoch liebte ich Euch. Sagt nicht nein, denn Ihr wißt, daß ich Euch liebte.“

„In der Provence.“

„Ueberall, immer. Ach, ich habe mich selbst verrathen.

Mein Stolz fühlte sich geschmeichelt, den König und den Hof zu meinen Füßen zu sehen.“

„Ich begreife das vollkommen, mein Fräulein, und versichere Euch, daß ich Euch nun sehr zu entschuldigen finde.“

„Nein, nein, sagt mir nur das nicht. O, ich habe Unrecht gehabt, großes Unrecht, ich bin sehr strafbar gewesen, und Ihr habt Recht, hart gegen mich zu sein; aber es ist nie etwas Anderes gewesen, als Cokettterie, das kann ich beschwören. Ihr wißt, alle Frauen sind cokett, vorzüglich in unserm Lande. O, wie verabscheue ich diese Verbindung eines Augenblickes! Mein Leben ist nicht zu viel, um sie abzubüßen.“

„Ihr beurtheilt Euch zu streng, Fräulein, und habt auch übrigens zu früh den Muth verloren; denn ich zweifle keineswegs, daß Ihr mit Eurer Anmuth und Eurem Geiste den König gar bald würdet zu Euch zurückgeführt und über den Hof gesiegt haben. Ihr wißt ohne Zweifel, daß der König vorgestern hier gewesen ist, und vielleicht wünschtet Ihr, ihm hier zu begegnen, da Ihr ihn aber nicht findet, so habt Ihr Euer Talent an mir üben wollen. Nun hoffe ich, daß ich hinlängliche Geduld gezeigt habe, und daß wir diese Scene beschließen werden, deren Zweck ich unmöglich errathen kann.“

„Ach, Ihr wollt mich nicht anhören! Mein Gott, ich kann schon fast nicht mehr reden und hatte Euch doch so viel zu sagen; aber Alles ist fort. René, ich weiß, daß Ihr Euch verheirathet habt, daß Ihr eine, Eurer würdige Frau besitzt und daß Ihr sie liebt; ich weiß auch, daß ich eine Unglückliche bin, die es nicht verdient, von Euch mit Füßen getreten zu werden, also komme ich nicht, um Euch zu bitten,

daß Ihr mich noch lieben sollt, sondern ich habe Euch nur noch ein Mal sehen wollen."

„Fräulein, ich hoffe, Euch noch mehr, als ein Mal bei mir zu sehen, denn ich werde ohne Zweifel bald an den Hof zurückkehren."

„Ich werde nicht mehr dort sein. Gnade, René, Gnade, ich beschwöre Euch! Sagt mir, daß Ihr mir alles Böse verzeiht, was ich Euch zugefügt habe. Ich verdiene es nicht, das weiß ich; aber ich habe so viel gelitten, so viel geweint, ich bereue so tief, und . . . seht mich an."

„Ihr seht krank aus, wirklich, Fräulein, und Ihr solltet in Rücksicht auf Eure Gesundheit, Euren Ruf . . ."

„Ach, mein Gott, er wird mir nicht verzeihen! Da es noch Zeit ist, René, flehe ich Euch an, sagt mir, daß Ihr mir verzeiht, denn ich muß mich entfernen! Ich glaube, es ist vorbei mit mir."

Auf diese, mit gebrochener, herzzerreißender Stimme ausgesprochenen Worte, sah René, der es bis dahin vermieden hatte, seine Blicke auf sie zu richten, Louisen an. Sie war mit geschlossenen Augen, ohne Bewegung und ohne merklichen Athem, in den Lehnstuhl zurückgesunken, und er hielt sie für todt. Dieser Anblick und dieser Gedanke brachen seine Unbiegsamkeit.

„Was," rief er, „auch sie? Was ist denn in mir? Louise, Louise, kommt zu Euch! Ja, ich verzeihe Euch, ich will Euch Alles sagen, was Ihr wollt. Ach, auch dieses Mal ist es zu spät!"

Und er warf sich zu den Füßen des Mädchens, wie er sich zu den Füßen seines Großvaters geworfen hatte, ver-

nichtet, erschreckt von diesem neuen Wetterstrahl, den er auf sein Haupt geleitet hatte.

„Ach,“ seufzte Louise, die sich schwach erholte und ihre erstarrten Hände nach ihm ausstreckte; „ich habe gehört, fürchtete aber, nicht mehr antworten zu können. Ihr habt mir verziehen; wollt Ihr mir es noch ein Mal sagen?“

„Ja, ja, ich verzeihe Euch! Was habt Ihr aber, im Namen des Himmels?“

„Nichts, nichts. Ich bin vergiftet.“

„Vergiftet! Unglückliches Kind! Schnell, ich will Hülfe suchen, und ich selbst kann Euch beistehen; sagt mir nur, welches Gift Ihr genommen habt . . .“

„Bleibt,“ sprach Louise aufstehend und hielt ihn mit Gewalt zurück. „Was soll man sagen, wenn man mich bei Euch findet? Ich weiß nicht, was es für Gift ist, aber es ist gut, das fühle ich. Es ist keine Hülfe möglich, und ich werde todt sein, ehe ein Arzt anzukommen vermag.“

„Ach, wie gern möchte ich auch sterben! Louise, warum habt Ihr das gethan? Habt Ihr nicht bedacht, daß es ein Verbrechen ist?“

„Ich weiß es; aber es mußte sein, sonst würdet Ihr mir nicht glauben, und auf diese Art kann ich Euch auch nicht mehr untreu werden. Hört, René, Ihr verzeiht mir also von ganzem Herzen, nicht wahr?“

„Ja, ja, ja! Warum habe ich das nicht sogleich gesagt? Aber ich Unbesonnener, ich bleibe da, und Dich verzehrt indessen das Gift! Laß mich . . . was kümmern mich in diesem Augenblicke die Rücksichten auf die Welt!“

„Höre mich an, mein René! O, ich kann Dich wohl so nennen, da ich sterbe, und sogar Deine Frau könnte dar=

über nicht eifersüchtig werden. Höre mich an. Ich glaube, daß ich noch Kraft genug habe, bis nach Lagny zu gehen, und da Du es willst, werde ich einen Arzt holen lassen; aber ich weiß, daß es vergebens ist.“

„Nun, so wollen wir sogleich gehen; komm!“

„Noch einen Augenblick. Hier war es, wo Dein Großvater Dir fluchte, nicht wahr? Ich, ich habe diesen Fluch auf Dein Haupt gezogen. Nun wohl, da auch ich zu sterben weiß, so segne ich Dich und bitte den Himmel, meinen Tod als Buße anzunehmen.“

„Ach, Louise, Gnade des Himmels für mich und für Euch! Kommt.“

„Nein, nicht hierhin, sondern die geheime Treppe hinab; hier ist der Schlüssel, welchen ich da wiedergefunden habe, wo ich ihn hingelegt hatte.“

René trug Louisen mehr, als er sie führte, nach Lagny. Sie sprach während des Weges und stellte ihm vor, daß ihr Tod nothwendig für sie Beide sei; daß sie nichts mehr im Leben zu thun habe, während dies bei ihm der Fall nicht sei, denn wenn sie todt wäre, sei es ihm erlaubt, sie zu lieben, bei ihrem Leben aber dürfe er das nicht. Er mußte ihr versprechen, sich zu trösten. René antwortete ihr, ohne sie zu hören. Am Rande des Wäldchens, welches der zweite Ort ihrer Zusammenkünfte gewesen war, setzte sie sich nieder und sprach:

„Ihr wollt mich nicht hier sterben lassen? Nein? Nun, ich will gehorchen. Ach, ich bin ja nur zu glücklich!“

Als sie zum Schloßthore gekommen war, blieb sie stehen und sah sich um, ob Jemand in der Nähe wäre, schloß dann René'n convulsivisch in ihre Arme und nahm einen Abschied

von ihm, dessen erhabenen Ausdruck nichts zu schildern vermöchte.

„Wir müssen uns verlassen,“ sprach sie; „nun, so, so lebe wohl auf immer — ich habe nur Dich geliebt!“

„Eilt!“ rief René ihr nach, welcher sah, wie sie mit schwankendem Schritt in das Innere des Schlosses ging. Als er sie nicht mehr sah — denn sie konnte nicht stehen bleiben, um ihm noch ein Lebewohl zu sagen — stürzte er fort nach Courchival, verlangte sein Pferd, riß den Sattel aus den Händen des Dieners, der ihm nicht geschwind genug war, und in einer Minute war er fort. In einer halben Stunde war er zu Arles, denn in Saint-Gilles befand sich kein Arzt.

„Mein Herr,“ sprach er zum Arzt, „Fräulein von Lampérière liegt im Sterben, und Ihr müßt in einer halben Stunde bei ihr sein.“

„Ja, mein Herr.“

„In Lagny.“

„Das ist unmöglich.“

„Ganz und gar nicht, denn ich bin in kürzerer Zeit von dort hierher gekommen. Seid ruhig; ich werde Euer Pferd antreiben, und ich werde Euch bezahlen.“

„Nun gut, ich gehe.“

Zum Glück für den Arzt war derselbe ein guter Reiter, wie die meisten Landeseinwohner; aber nie hat er sich wohl ohne Schaudern dieses wüthendes Rittes erinnert. Es war Mitternacht, als sie an der Auffahrt von Lagny ankamen.

„Ich erwarte Euch hier,“ sprach René zum Arzt;

„Kommt zurück und sagt mir, was Ihr gesehen habt; aber gegen Niemanden ein Wort von mir!“

Wir versuchen es nicht, René's Angst während dieses Harrens zu beschreiben. Nach einer Viertelstunde kam der Arzt zurück.

„Nun?“

„Es ist nichts zu thun, gnädiger Herr. Alles ist vorbei.“

„Todt?“

„Sie war eben gestorben, als ich ankam. Ich habe den Vorschlag gemacht, den Leichnam zu öffnen, denn die Krankheit scheint mir nicht klar zu sein; aber ein Geistlicher widersetzte sich dem und sagte, das Fräulein selbst habe es verboten.“

„Kommt mit mir, mein Herr.“

Der Arzt folgte René'n; und dieser sprach, indem er ihm eine Rolle Gold in die Hand drückte:

„Hier ist Eure Belohnung; vergeßt aber, daß ich es bin, der Euch geholt hat.“

„Ja, Herr Graf.“

„Ihr könnt nach Gefallen die Nacht hier zubringen, oder nach Hause reiten.“

Der Arzt zog es vor, sich zu entfernen. Was René betrifft, so gönnte er sich nur die Zeit, ein anderes Pferd zu besteigen. Bertrand wollte ihm folgen; allein René verbot es ihm streng und war am folgenden Morgen zu Aix.“

25.
Fortsetzung.

Fräulein von Lamperière war keinesweges die erste Frau, die, nach einer viel strafbarern und vollendetern Untreue, als diejenige, welche sie sich vorzuwerfen hatte, sich in verzweifelter Liebe wieder an den ersten Geliebten fesselte; da sie aber nicht René's Gattin werden konnte, so mußte sie wohl sterben, denn ein Dritter lag nicht in ihrem Charakter.

Sobald der Graf zu Aix angekommen war, begab er sich zum Cardinal in den erzbischöflichen Palast. Ob es gleich sehr früh war, so sah man im Hofe doch schon Equipagen und Chaisen, welche zeigten, daß hier andere Besuche wären, als diejenigen, welche durch Regierungsgeschäfte herbeigeführt werden konnten. Gleich dem Könige hatte der Minister das Vorrecht, nach seinem Lever, und sogar noch vor demselben, Damen in seinem Zimmer zu empfangen, und die Damen ließen dieses Vorrecht nicht abkommen. Der Cardinal wurde, so zu sagen, beständig von ihnen belagert, nicht allein aus Eigennutz, sondern auch zum Vergnügen; nicht nur wegen seiner Macht, sondern auch wegen seiner verführerischen Eigenschaften, und so wurde dem Manne eben so geschmeichelt wie dem Minister. Man muß wirklich bedenken, daß er der Mann war, der das Glück des Ministers machte.

Der erzbischöfliche Palast, Mazarins jetziger Aufenthaltsort, wurde durch seine Musketier-Compagnie bewacht, welche ihm überall hin folgte und nach seinem Tode die zweite Musketier-Compagnie des Königs wurde. Diese Compagnie legte damals des Cardinals scharlachrothe, mit Gold besetzte Livrée ab und nahm dagegen die des Königs, welche dunkel Rosenroth, blau und weiß war, behielt jedoch ihre frühere, ziemlich stolze Devise, nämlich einen viereckig zusammengeschnürten Bund Pfeile mit den Worten: Alterius Iovis altera tela.

Der Graf bediente sich, um zu dem Minister zu gelangen — denn dies war der Zweck seiner Reise nach Aix — des einfachsten Mittels. Er wandte sich an den Unterbrigadier, der die Wache am Thore befehligte, und bat ihn, dem Cardinal einen Brief zustellen zu lassen, den er ihm übergab. Der Officier, ein junger Edelmann von guter Familie, hielt René'n keineswegs für einen gewöhnlichen, lästigen Bittsteller; da er nun eben einen Pagen bemerkte, welcher im Hofe gähnte, so rief er denselben, übergab ihm das Schreiben und empfahl ihm Eile.

„Seid ruhig," sprach er dann zu René; „und sollte er durch die Schlüssellöcher kriechen müssen, so wird er, ehe noch fünf Minuten vergehen, dem Herrn Cardinal Euren Brief überreicht haben."

Da René den Erfolg seines Schrittes abwarten wollte, so knüpfte er, was ihm nicht schwer fiel, mit dem jungen Officier ein Gespräch an. Zu allen Zeiten sind junge Kriegsleute eben so mittheilender Natur gewesen, als die Laune der Alten mürrisch ist. Der Graf plauderte von den Festen, welche die Vermählung des Königs versprach, mit jener

scheinbaren Kälte, die zuweilen heftige Seelenzustände überdeckt; diese Prüfung dauerte jedoch nicht lange, denn bald erschien geführt von dem Pagen, ein Gerichtsbeamter und erkundigte sich, ob der Edelmann, welcher dem Cardinal einen Brief überschickt hätte, noch da sei.

„Es ist dieser Herr," antwortete der Offizier. „Soll er verhaftet werden? Mein Herr, ich bedaure sehr, daß unsere Bekanntschaft ....."

Der Page lachte laut auf; der Gerichtsbeamte lächelte nur und sprach:

„Davon ist nicht die Rede, sondern ich bin bloß beauftragt, den Herrn zu bitten, daß er mir zum Herrn Cardinal folge."

„Das ist ein Anderes," sagte der Offizier, ohne in Verlegenheit zu gerathen. „Mein Herr, ich wünsche Euch Glück."

„Das ist gar nicht nöthig, mein Herr, versichere ich Euch," sprach René.

Geführt von dem Beamten, stieg der Graf die Treppe hinauf, die ganz mit Bedienten bevölkert, ging durch Vorzimmer, die ganz voll Edelleute vom Hofe und vom Lande waren, die das Erwachen des Ministers erwarteten, welcher diesen ganzen Tag nicht aufwachen sollte, und wurde in das Schlafzimmer eingelassen, wo Mazarin allein war. Wenn die nicht beinahe, sondern ganz königliche Pracht, welche den Cardinal-Minister umgab, anzeigte, was derselbe vermöchte, so bekundete doch nichts an ihm selbst jene innere Beschäftigung, die von der Leitung eines großen Staates unzertrennlich ist. Man fand ihn nicht, wie den Cardinal Richelieu, beständig umgeben von Schreibern, hinter Pa-

pieren verschanzt, ganze Ströme Tinte verschwendend, welche gleichsam das Blut der Diplomatie ist, und sich athemlos machend, die Federn seiner Maschine anzutreiben. Richelieu legte gern seine Arbeit zur Schau aus; Mazarin, im Gegentheile, schien sich alle Mühe zu geben, um die seinige zu verbergen. Richelieu mußte Ludwig XIII. durch den Lärm der Geschäfte erschrecken; Mazarin wollte seine Dienste dem eifersüchtigen Augen der Großen verbergen, damit man ihm dieselben verzeihen möchte. Es schien, als wenn Alles nur in seinem Kopfe geschähe und er war auch in der That, ungeachtet seines noch nicht vorgerückten Alters, durch diese innern Anstrengungen schon abgestumpft worden; aber trotz seiner außerordentlichen Magerkeit behielt sein vollkommen regelmäßiges Gesicht darum nicht weniger seinen angenehmen, edeln Ausdruck. Seine Stirn zeigte immer noch den Mann von Genie, sein Blick sprühte immer noch Geist, sein Mund war immer noch anmuthig. Man sagte damals, er legte Roth auf, um die Blässe seiner Wangen zu verbergen. Die Nothwendigkeit, worin er sich befand, immer scharlachene Kleidung zu tragen, zwang ihn dazu, und er spielte eine ziemlich mühsame Rolle, um ein Vorrecht zu theilen, welches man keinem Schauspieler streitig macht.

Er empfing den Grafen von Courchival in, oder auf seinem Bette, denn das pelzgefütterte Oberkleid, welches in langen Falten sich über das Lager verbreitete, hinderte, seine Lage genau zu unterscheiden. Dieses Oberkleid war roth, wie das flache Käppchen, welches er auf dem Scheitel trug. Seine Oberlippe war geziert mit einem aufwärts gekämmten Barte, dessen Ebenholzfarbe, die nicht sehr mit seinen schon etwas grauen Haaren übereinstimmte, von der Ge-

schichte, welche doch nicht an Alles denken kann, keiner Verfälschung ist beschuldigt worden.

„Herr Graf," sprach er auf die anmuthigste Weise zu dem jungen Edelmanne, „es ist mir nicht lieb, Euch zu sehen, denn ich hatte Euch eine Nachricht von Seiner Majestät zu übersenden, welche Eure Ungeduld mich nur, zu meinem großen Bedauern, zwingen wird, einstweilen liegen zu lassen."

„Gnädigster Herr," entgegnete René, „die Sache, welche mich veranlaßt hat, Eure Eminenz nm Gehör zu ersuchen, hat nichts gemein mit derjenigen, die Sie wohl meinen."

„So müßt Ihr, mein Herr, in einer Angelegenheit kommen, welche den Dienst des Königs betrifft?"

„Ja, gnädiger Herr."

„In der That, Euer Brief sagt das; aber ich weiß, daß man diese Worte oft wie eine Formel anwendet, um sich die Thüren zu öffnen. Nun, mein Herr, so redet; ich höre Euch an."

„Zuvörderst sollen Eure Excellenz wissen, daß ich der reformirten Religion angehöre."

„Der angeblich reformirten," unterbrach ihn der Cardinal.

„Der angeblich reformirten Religion," fuhr René fort, „und dies hat mich in den Stand gesetzt, die geheimen Umtriebe zu erfahren, welche im Schooße derselben von Ehrgeizigen und Fanatikern geführt werden. Unter dem Deckmantel der Synode halten sie aufrührerische Versammlungen, wo sie Pläne zur Rebellion machen und Vorwand suchen, den Frieden des Reichs zu stören."

„Die Unsinnigen! Aber was wollen sie denn? Genießen

sie nicht immer noch aller Privilegien, welche ihnen vom Könige Heinrich dem Großen sind zugestanden worden? Sind sie nicht frei und ruhig? Haben sie nicht hinlängliche Tempel und Kanzeln?“

„Das ist ihnen nicht genug, gnädigster Herr; sie wollen materielle Gewährleistungen haben und denken darauf, die Wiedereinsetzung in ihre vormaligen Sicherheitsplätze zu verlangen.“

„Nun, das übersteigt alle Vorstellung! Ja, ja, man wird sie ihnen zurückgeben, ihre Sicherheitsplätze; Ihr werdet sehen, daß man sie nur genommen hat, um sie ihnen wiederzugeben. Auch ist der Augenblick bewundernswürdig gewählt. Dieses Land hat sich in der That fast unter den Augen Ihrer Majestäten empört, und diese Franzosen erwarten keine andere Gelegenheit, als die ihrer Phantasie. Es ist eine sehr namhafte Nation. Und wer, mein Herr, sind die Anstifter dieses übeln Scherzes, die Häupter dieser Art von Verschwörung?“

„Eure Eminenz ersuche ich, es mir zu erlassen, irgend Jemanden zu nennen; ich werde Ihnen nur sagen, daß die meisten Priester eifrig zum Aufruhr drängen; daß aber alle diejenigen Glieder der Religion, welche auf etwas halten, das weitere Bestehen dessen, was jetzt besteht, wünschen.“

„Ich frage Euch um weiter nichts mehr, mein Herr. Wenn ich ein wachsames Auge auf sie habe, wird es mir nicht schwer fallen, die Einen, wie die Andern kennen zu lernen. Ich sehe, daß diese Leute sich mit Gewalt aus Frankreich wollen vertreiben lassen, denn jetzt wird man wohl nicht gezwungen sein, sie niederzumetzeln. Auch werde ich es nicht sein, welcher diese Expedition macht. Es wird

genug sein, wenn sie sich noch einige Zeit ruhig verhalten, um ihnen ihre National-Synoden abzunehmen. Ach, Ihr Herrn Prediger, Ihr wollt noch mehr Lärm? Wir werden nicht so thöricht sein, Euch mit einander verabreden zu lassen. Nun denn, Herr Grat, Ihr seid also auch dabei gewesen?“

„Ja, gnädigster Herr. Neugier und Bedürfniß der Thätigkeit haben mich anfangs veranlaßt, mich unter diese Berathungen zu mischen; ich entfernte mich aber davon, als ich sah, bis zu welchem Punkte sie aufrührerisch und thöricht waren.“

„Da habt Ihr, für Euer Alter, sehr weise gehandelt. Und welches ist der Preis, den Ihr auf Euren Scharfsinn, oder Eure Reue setzt?“

„Ich habe um keine Gnade zu bitten, gnädigster Herr. Meine Absicht ist, augenblicklich in irgend ein Kloster zu gehen und mich dort gänzlich zu vergraben, so daß in Zukunft Niemand mehr von mir soll reden hören. Da ich verheirathet bin, so wird ein solches Verschwinden für meine Frau ein Grund sein, ihre Ehe trennen zu lassen, um so mehr, da ich niemals in irgend einer Beziehung mit ihr gelebt habe. Ich ersuche Eure Eminenz, ihr bei dieser Gelegenheit behülflich zu sein, wenn Sie glauben, daß die Nachricht, welche ich Ihnen gebracht habe, einige Beachtung verdient.“

„Ihr richtet da ein Gesuch an mich, welches ich nicht voraussehen konnte, und faßt einen seltsamen Entschluß, über den ich Euch weder tadeln, noch loben will, da ich Eure Gründe nicht kenne; was wird aber aus Euern Gütern

werden, die, wie man sagt, sehr beträchtlich sind? Wollt Ihr sie auch in ein Kloster thun?“

„Nein, gnädigster Herr, sie bleiben das Eigenthum der Frau von Courchival, diese mag sich wieder verheirathen, oder nicht, und ich bitte Eure Eminenz noch, sich dieser Anordnung anzunehmen.“

„Nun wahrlich, mein Herr, ich vermag nicht zu begreifen, was Euch bei Eurem Verfahren leiten mag; doch gleichviel, ich werde nach Eurem Wunsche handeln.“

„Gnädigster Herr, ich kann Ihnen erklären, was Sie so sehr in Erstaunen setzt. Ich habe Fräulein von Serizy geheirathet, ohne sie zu lieben und ohne von ihr geliebt zu werden, wir sind einander fremd geblieben, und nie können wir zusammen glücklich werden. Noch andere Wunden giebt es in meinem Leben. Ich habe vom Himmel die Weisung bekommen, der Welt zu entsagen, und werde unverzüglich gehorchen; wäre es aber wohl billig, wenn dieses junge Mädchen, welches meine Frau ist, von einer unzerstörbaren Kette gefesselt bliebe und zu ewiger Einsamkeit verurtheilt wäre, bloß, weil sie mir nur ein Mal auf ihrem Wege begegnet ist? Nein, nein, ich wünsche, daß sie sich wieder verheirathe. Der Marquis von Genouillac, mein Vetter, hatte vor mir daran gedacht, um sie anzuhalten, und sie hatte auch keinen Widerwillen gegen ihn. Ich hoffe, daß diese Verbindung unter dem Schutze Eurer Eminenz wird können vollbracht werden.“

„Eure Forderungen, mein Herr, sind sonderbar und uneigennützig genug, und ich lasse mich bereden, sie zu gewähren; doch würde es mir lieb sein, zu erfahren, in welches Kloster Ihr Euch zurückzuziehen gedenkt.“

„Das weiß ich selbst noch nicht, gnädigster Herr. Ich werde wahrscheinlich dem Zufalle die Sorge überlassen, mich zu führen, und bin entschlossen, im Kloster zu sein, als wenn ich im Grabe wäre.“

„Nun, so geht, mein Herr, und Gott geleite Euch!“

Man ist vielleicht erstaunt gewesen zu sehen, wie René, ein junger Mensch, ein Edelmann, der in dieser doppelten Eigenschaft von Reinheit und Rechtlichkeit sollte durchdrungen sein, auf diese Art, und so plötzlich seine Religion und seine Partei verrieth; aber zu jener Zeit waren politische Verräthereien keine Schändlichkeiten wie heut zu Tage, wo sie auch nicht so gewöhnlich mehr sind. Damals war es, wie wir gesagt haben, erlaubt, im Spiel zu betrügen, und die Politik war eben so gut ein Spiel wie jedes andere. Man lese die Geschichte der Fronde, und man wird sehen, wie dort alle handelnde Personen, alle Helden immer hinter dem Rücken ihr Spiel mit einander treiben. Der Cardinal Retz hatte nächtliche Zusammenkünfte mit der Königin Mutter und Mazarin, am Tage hingegen wiegelte er die ganze Bürgerschaft und das Volk auf; Condé nahm einen Tag Partei für das Parlament und am folgenden Morgen für den Hof; die große und die kleine Fronde halfen und bekämpften einander abwechselnd, und alle persönlichen Interessen verwickelten sich dermaßen, daß man Mühe hat, in diesem Labyrinthe die providentielle Richtung des Krieges zu finden.

René war allerdings im Schutze gegen die Verderbniß der Welt erzogen worden; aber der Geist eines Jahrhunderts weht in der Luft und wird, so zu sagen, ansteckend und pestartig; dann konnte er auch, bei der Aufregung, worin sein Geist sich befand, auf die Mittel keine große

Wichtigkeit legen, und wenn ein Gedanke ihn ergriff, so hatte er nichts im Auge, als die Erfüllung desselben. Als er daher, im ersten Zeitraume seiner Leiden, sich hatte rächen wollen, da hatte ihm der Zorn das Wort herausgepreßt, welches er seinem Vetter gegeben, und ebenfalls der Zorn hatte ihn verleitet, ein armes, junges Mädchen einer nothwendig unglücklichen Verbindung zu widmen. Jetzt, da die Niedergeschlagenheit ihm eine Tugend war, wich er nicht vor einer doppelten Treulosigkeit zurück, um sein Geschick zu beschwören und das Böse wieder gut zu machen, welches er sich selbst und Andern zugefügt hatte. Wehe demjenigen, der in der Jugend schon sich an krumme Wege gewöhnt, denn er wird gegen seinen Willen immer zur Unrechtlichkeit gezwungen werden! Die Umstände werden sich wider ihn verschwören, und er wird nicht mehr den rechten Weg sehen können.

Während René im erzbischöflichen Palaste war, begab sich in einer benachbarten Wohnung ein Auftritt, der innig mit demjenigen verbunden war, dessen Zeugen wir gewesen sind. Es war beim Marquis von Lamperière, welcher, da er jetzt keinen Dienst hatte, auch nicht verbunden war, sich zum Lever des Königs zu begeben. Er war, wie schon erwähnt, einer der vier ersten Kammerherrn, da dieses Amt noch nicht ausschließlich für Herzöge und Pairs bestimmt wurde, wie es hernach Ludwig XIV. wollte, um die königliche Dienerschaft zu heben.

Der Marquis lag also noch im Bette und dachte entweder an die Befehle, die er den Tag vorher von Seiner Majestät in Bezug auf die Hochzeitskleider bekommen hatte, oder an irgend eine ehrgeizige Intrigue und an die Ver-

größerungen, die er noch hoffen konnte, oder auch an seine Tochter, und zwar nicht, weil er die Zerrüttung ihrer Gesundheit bemerkt hätte, sondern weil es lange dauerte, bis er sie verheirathen konnte. Plötzlich öffnete sich die Thür seines Zimmers mit Heftigkeit und keuchend, außer sich, trat Gautier Violais ein. Der Hirt hatte sich auch sehr verändert, seitdem er Herr von Varignoles und Geheimschreiber des Cardinal-Ministers für die auswärtigen Angelegenheiten geworden war, und diese Veränderung rührte nicht einzig und allein von einem neuern Eindrucke her. Seine Schläfe waren entblößt, und seine schwarzen Haare mit grauen Fäden untermischt; seine Brust hatte sich gehöhlt und seine Züge waren verknöchert. Also hatte ihn der letzte Versuch seines Ehrgeizes entmuthigt und erschöpft, anstatt ihn zufrieden zu machen. Sein unglücklicher, zur Verzweiflung herabgesunkener Sinn hatte sich gegen ihn selbst gewendet und zerdrückte ihn in engen schmerzlichen Umwindungen.

„Meine Schwester ist todt, gnädiger Herr!“ sprach er im Tone lange verhaltener Wuth.

„Eure Schwester? Wer denn, Gautier?“ fragte der Marquis, sich gewaltsam aufrichtend.

„Meine Schwester, oder, wenn Ihr lieber wollt, Eure Tochter, gnädiger Herr. Aber jetzt ist weder von Verstellung noch vom Schweigen die Rede. Ich bin Euer Sohn, Euer Bastard, ich weiß es; oder glaubt Ihr, daß ich es nicht schon seit langer Zeit errathen habe? Euer Herz ist nicht gut genug dazu, daß Ihr mich ohne Ursache so begünstigt und unterstützt hättet. Was habt Ihr mit dem Mädchen gemacht, welches ich Euch anvertraut hatte? Ihr

habt sie verstoßen, denn sie war Euch nichts und ist ohne Zweifel gestorben wie meine Schwester. Ja, meine Schwester ist todt, sie hat sich vergiftet, und Ihr, Ihr habt sie durch Euren schändlichen, dummen Ehrgeiz dahin gebracht, denn Ihr wolltet sie zur Herzogin oder besser noch, zur Buhlerin des Königs machen; sie sollte den Mann, den sie liebte, nicht heirathen, weil dieser Mann einer in Ungnade gekommenen Familie angehörte, denn gegen Familienhaß besitzt Ihr kein, auch nur im geringsten erhabenes Gefühl. Euer ganzes Herz ist eingenommen von Eigennutz und von ich weiß nicht was für Berechnungen, denen auch ich ohne Zweifel die Beweise Eurer Zärtlichkeit zu danken habe. In der That, eine schöne Zärtlichkeit — seht nur, wohin sie mich geführt hat! Ihr habt entweder zu viel gethan, oder nicht genug. O, wie wünschte ich, meine elende Mutter könnte hören, wie ich ihr fluche! Einfältige Magd, geh! Aber Ihr, unseliger Greis, wisset, daß ich auch Euch fluche, daß ich Euch verabscheue, daß ich Euch verleugne in meinem und meiner Schwester Namen, denn dazu seid Ihr gerade genug unser Vater gewesen. Meine arme Schwester! So schön, so gut, so reizend, so sehr dazu geschaffen, glücklich zu sein! Und nun, so elend gestorben! Vergiftet! Aber ich will sie rächen, ich schwöre es, und da ich Euch nicht umbringen kann, so soll der Andere sterben. Er sei schuldig oder nicht — irgend Jemand muß umkommen, wenigstens ich selbst. In jedem Falle wird es bald geschehen, darauf könnt Ihr Euch verlassen!“

Während Gautier diese Worte herausdonnerte, hatte sich der Marquis aus dem Bett auf den Fußboden gleiten lassen, schleppte sich im Hemd, auf den Knieen, bis zu den

Füßen des aufgebrachten, jungen Mannes und sprach zu demselben mit erstickter, flehender Stimme:

„Gautier, grausam behandelt Ihr einen Greis, der Euch immer nur Gutes gethan, der Euch zärtlich geliebt hat.“

„Bin ich Euer Sohn, gnädiger Herr?“

„Habe ich Euch nicht immer so behandelt, Gautier, als ob Ihr es wäret?“

„Keine Ausflucht! Bin ich Euer Sohn? Bin ich es?“

„Nun ja, es ist wahr!“

„Dann laßt mich, denn ich habe Eile.“

„Gautier, Du darfst mich nicht so verlassen. Höre, sage mir . . . . . hast Du mir nicht gesagt, meine unglückliche Tochter, kurz, Deine Schwester, sei todt?“

„Ja, sie ist todt, und Ihr könnt sie begraben lassen. Was mich betrifft, so habe ich andere Pflichten gegen sie zu erfüllen.“

„Todt? Mein Gott! Aber wo denn, und wie?“

„Sie hat sich vergiftet — ich habe es Euch gesagt — aus Verzweiflung, weil sie auf einen Augenblick Euren Eingebungen gewichen ist und auf immer denjenigen verloren hat, welchen sie liebte. Ich will ihr diesen Geliebten wiedergeben, wenn ich es vermag. Man holte mich von Arles und als ich ankam, war sie kalt.“

„Aber wo denn, noch ein Mal, ich habe sie gestern Morgen gesehen.“

„Ich sah sie gestern Abend zu Lagny, da Ihr es doch zu wissen verlangt. Anstatt sich zu ihrer Tante zu begeben, war sie nach Courchival gegangen und von da nach Lagny, wo sie gestorben ist. Aber ich verstehe die Ursache Eurer

Angst, ich sehe den Zweck Eurer Fragen; Ihr seid unruhig wegen des Aufsehens, welches die Sache gemacht haben kann; Ihr fürchtet, Euch vom Hof entfernen zu müssen. Nein, nein; beruhigt Euch, denn Alles ist recht gut vorüber gegangen, und man wird nicht davon reden. O, alter Mann ohne Seele und Herz! Auch dieser Todesfall kann Dich nicht ableiten von Deinem elenden Ehrgeize; er führt Dich nicht zu dem Gedanken an den eigenen Tod und an den Richterspruch Gottes, welcher morgen oder übermorgen für Dich erscheinen wird! Wirf die Augen auf Dich selbst, betrachte Deine Glieder, die schon denen eines Gerippes ähnlich sind, und sich weigern, Dich aufrecht zu halten; bestrebe Dich, wenn Du es vermagst, Dein ganzes Leben zu bereuen, in welchem es nicht eine einzige gute Handlung giebt, und suche Jemanden, welcher Dir die Augen schließe, denn was mich betrifft, so werde ich dazu keine Zeit haben. Nun, so steht auf. Ein Vater, wie er auch sei, darf nicht zu den Füßen des Sohnes liegen. Steht auf!“

„Ach,“ sprach der Greis demüthig, „ich kann es nicht allein!“

Ungeachtet seiner unmenschlichen Erbitterung wurde Gautier gerührt von diesen Worten; er hob den Marquis empor, legte ihn in den Lehnstuhl und sprach:

„Lebt wohl! Der Himmel verzeihe Euch, wenn es eine Verzeihung giebt für Unempfindlichkeit und Bosheit; ich gehe, meine Schwester zu rächen, oder zu sterben — für Euch bin ich schon todt.“

„Gautier,“ rief der Greis mit vielem Ansehen, „ich befehle Dir, zu bleiben! Du bist mein Sohn, und mußt mir

gehorchen; ich will nicht meines letzten Kindes beraubt werden."

„Ich, befehle!" sprach der junge Mann bitter lächelnd; „Ihr beginnt ein wenig spät, Eure väterliche Würde in Anspruch zu nehmen."

„Ich lasse Dich verhaften; ich will nicht . . . ."

„Schweigt, oder Ihr zwingt mich, Alles zu sagen. Sorgt nur dafür, den Leichnam Eurer Tochter der Sorgfalt Eurer Diener nicht zu überlassen."

„Gautier, sage mir wenigstens, daß Du wiederkehren wirst."

„Niemals."

Der junge Mann entfernte sich und stieß in der Straße unmittelbar auf René'n; Beide blieben stehen. Der Teufel hatte sich das Vergnügen nicht verweigern können, diese Begegnung geschehen zu lassen, denn er würde zu viel verloren haben, wenn sie nicht Statt gefunden hätte.

„Herr Graf," sprach Gautier, „eben suchte ich Euch."

„Was mich betrifft, mein Herr, so suche ich Niemanden mehr."

„Wir haben etwas mit einander abzumachen."

„Ich habe mit der Welt abgeschlossen, haltet mich also nicht auf. Ich bitte Euch um Verzeihung, daß ich Euch einst beleidigt habe — das ist Alles, was ich thun kann."

„Mein Herr, Ihr irret Euch auf sonderbare Weise. Gestern ist nicht fern genug, daß Ihr es könntet vergessen haben."

„Ich aber, ich will vergessen sein."

„Das verlangt von Andern, mein Herr. Ich bin der Bruder des Fräuleins von Lamperière, und Ihr seid mir

wegen ihres Todes auf diejenige Art Genugthuung schuldig, wie es unter Edelleuten gebräuchlich ist. Mit einem Worte, Ihr müßt entweder mich, oder ich muß Euch umbringen."

„Wie, mein Herr? Sollte wohl ein Ereigniß, welches uns Beiden das Herz bricht, ein Grund sein, uns einander zu würgen? Ach, ich werde bald sterben ....."

„Man tröstet sich, mein Herr. Ihr seid die erste Ursache des Unglücks meiner Schwester, und wenn Ihr dieselbe überlebt, so will ich dies wenigstens nicht mir vorzuwerfen haben."

„Ich kann Eure Meinung keinesweges theilen. Das Leben von Louisens Bruder ist mir heilig."

Das Leben des Mörders meiner Schwester gehört mir an; zum wenigsten habe ich das Recht, das meinige dagegen einzusetzen."

„Noch ein Mal, es ist unmöglich. Ihr werdet Euren Sinn ändern."

„Aendern? Glaubt Ihr denn, daß ich etwa lange zu leben habe?"

„Für Euch hoffe ich, nein."

„Nun, so müßt Ihr mein Verlangen erfüllen."

„Nie, nie!"

„Nie? Aber Ihr wißt nicht, mein Herr, daß ich an Euren Schritten hängen, daß ich Euch beschimpfen, daß ich Alles sagen werde! Ach, es liegt in Eurer Weigerung vielleicht mehr Feigheit als Großmuth, mehr Furcht für Euer Leben als Schmerz über diesen schrecklichen Todesfall. Ich sage Euch, es muß Blut fließen, das Eurige oder das meinige."

„Redet leiser, mein Herr," sprach René. „Ich werde

thun, was Ihr verlangt. Im Ganzen," fuhr er, zu sich selbst wendend, fort, „ist es wirklich so noch besser."

„Gott sei Dank! Es wird also ein Kampf bis auf den Tod?"

„So nehme ich es. Und welches ist der Ort und die Stunde?"

„Der Ort — die elysäischen Felder zu Arles. Möchten wir dort Beide bleiben! Die Stunde? — Die Zeit, welche wir brauchen, uns dahin zu begeben, wird sie entscheiden."

„Gut. Bekümmert Euch um Waffen und Zeugen."

„Unsere Degen werden genug sein."

„Auch ich kann etwas fordern. Wir dürfen uns nicht schlagen wie Banditen — wir müssen Zeugen haben!"

„Es sei! Ich werde einen Zeugen finden, denn ein Einziger ist genug; aber ich möchte Euch nicht gern verlassen."

„Mein Herr, Ihr vergeßt, mit wem Ihr sprecht. Ich werde auf dem Platze sein, sage ich; ich schwöre es Euch bei meiner Ehre, wenn das nöthig ist."

„Ach, ich fürchte, es möchte Euch irgend ein unangenehmer Zufall begegnen. Bedenkt, daß Euer Leben mir verpfändet ist."

„Ihr setzt großes Mißtrauen in mein Gedächtniß; seid ruhig, für uns ist das Vergessen nicht gemacht!"

„Diesen Abend also."

„Ich werde Euch erwarten; eilt aber."

„Ja, ich werde eilen, denn meine Schwester wartet auch."

René war kaum einige Schritte allein auf der Straße hin gegangen, als Jemand seinen Arm berührte; es war

der junge Officier, mit welchem er im erzbischöflichen Palaste gesprochen hatte.

„Mein Herr," sprach er zu René'n, „ich habe Euch von Weitem mit Herrn von Varignoles reden sehen; mir schien es aber, als ob Euer Gespräch nicht ganz unter Höflichkeiten hinginge und als wenn auf dasselbe eine Zusammenkunft anderer Art folgen müßte. Ihr gefallt mir eben so sehr, als mir Euer Gegner mißfällt; haltet es also nicht für unbescheiden, wenn ich Euch meine Dienste anbiete. Ich bin der Ritter von Vallavoir."

„Und ich der Graf von Courchival. Euer Anerbieten, mein Herr, kann mir nur schmeichelhaft sein und kommt sehr zu rechter Zeit."

„Ja, seht Ihr, ich rieche ein Duell wohl eine Meile weit. Jetzt hat man zwar Frieden gemacht; das ist aber kein Grund, daß nie wieder Krieg werde, und was sollten wir nun machen ohne die persönlichen Händel? Nun, ich bin Euer Secundant, zu Pferd oder zu Fuß, auf Pistolen oder auf den Degen, und ich hoffe, Euer Vertrauen nicht zu täuschen. Wo ist die Zusammenkunft?"

„Auf den elysäischen Feldern zu Arles. Aber mein Herr, ich kann Eure Güte nur unter zwei Bedingungen annehmen. Ihr müßt Euch nämlich darin ergeben, bloß Zuschauer des Kampfes zu sein und auch die Ursache desselben nicht zu erfahren."

„Das sind harte Bedingungen, vorzüglich die erste; aber bis nach Arles werdet Ihr Zeit zum Ueberlegen haben, und ich will mich immer mit meinen Waffen versehen. Ihr seht wohl ein, daß ich, wenn der Secundant des Herrn von Varignoles mich dazu auffordert, nicht so unartig sein kann,

mich ihm nicht gegenüber zu stellen. Bei Gott, ich habe Glück, daß die Sache nicht vorgefallen ist, während ich noch auf der Wache stand!“

Gautier hatte René'n verlassen und war zum Vicomte von Genouillac gegangen.

„Mein Herr,“ sprach er zu demselben, „ich weiß, daß es Euch am Herzen liegt, mir den Dienst zu lohnen, welchen ich das Glück gehabt habe, Euch zu leisten; jetzt biete ich Euch eine Gelegenheit an, Eure Schuld abzutragen.“

„Ihr könntet mir kein größeres Vergnügen machen, lieber Gautier.“

„Ich habe diesen Abend eine Ehrensache; wollt Ihr mir die Ehre erweisen, mein Zeuge zu sein?“

„Bei Gott, von ganzem Herzen! Euch aber nur zuzusehen, wenn Ihr Euch schlagt, kann das Leben nicht aufwiegen, welches Ihr mir gerettet habt. Es wäre etwas Anderes, wenn Ihr verlangtet, ich sollte Euer Secundant sein, oder mich selbst für Euch schlagen.“

„Wenn ich Euch aber sage, daß es Herr von Courchival ist, mit dem ich zu thun habe, so werdet Ihr vielleicht andern Sinnes werden.“

„Mein Vetter? Zum Teufel! Man kann das übel aufnehmen. Doch, ich habe es versprochen und werde mein Wort nicht zurücknehmen. Uebrigens habe ich ihn auch gerade nicht sehr zu schonen und muß Alles bei Seite lassen, um Euch zu verpflichten. Ich bin der Eurige. Wohin gehen wir?“

„Nach Arles.“

„Nach Arles? Zum Teufel, da werde ich diesen Abend nicht zurück sein, um Monsieur, den Prinzen, zu sehen, welcher zum ersten Male mit dem König öffentlich erscheinen

wird. Indeß, ich werde noch Zeit genug haben, ihn zu sehen. Kommt."

„Mein Herr, nun bin ich es, der Euch verpflichtet ist."

Der Graf und sein Begleiter kamen zuerst auf den bestimmten Platz, stiegen am Eingange des Friedhofes ab und gingen zu Fuß in den alterthümlichen Raum der Trauer, der von einer doppelten Verwüstung umschleiert war, nämlich von der des Todes und mit der der Zeit — unter der Erde Gebeine, und oben darauf Trümmer.

„O weh!" sprach der Ritter, „man muß gestehen, daß Ihr ein wilder Reiter und ein sonderbarer Mann seid, Herr Graf. Welch ein wüster, stillschweigender Ritt! Aber das gefällt mir, denn ich liebe das Geheimniß und die Abenteuer. Dieses hier wird vollkommen, wenn ich meine Klinge brauchen kann.'"

Die Sonne war schon halb untergegangen und warf nur noch röthliche, friedliche Strahlen auf die Erde. Die jungen Leuten blieben bei einer antiken, von einer breiten Cypresse beschatteten Halbsäule stehen; es war die einzige, die man im weiten Raume der elysäischen Felder sah.

„Das ist ein herrlicher Platz," sprach der Officier, indem er das dichte, feine Gras mit dem Fuße untersuchte; „nicht schlüpfrig und auch nicht rauh."

René hatte angefangen, die Inschrift des Denkmals zu untersuchen; es war das Grab eines jungen, im achtzehnten Jahre gestorbenen Mädchens.

„Nun," sprach sein Gefährte, welcher diese Schweigsamkeit nicht liebte, „Ihr könnt doch wohl fechten, wie ich hoffe? Wollt Ihr nicht einige Stöße versuchen, um die

Hand locker zu machen? Ist Euer Degen gut? Woher ist die Klinge?“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete René kalt; „beruhigt Euch aber, ich werde mich schon gut benehmen.“

„Ich bin es überzeugt. Was giebt es aber da? Habt Ihr nicht etwas gehört? Sollte vielleicht irgend ein römisches Gespenst beim Fest erscheinen wollen?“

„Es ist wohl eine Eule, welche das Einbrechen der Nacht aus ihrem Schlafe weckt,“ antwortete René, indem er immer noch die Blicke auf den Marmor richtete, der mit Symbolen der Trauer bedeckt war, „oder es sind unsere Leute, welche ankommen“

„Mich soll der Teufel holen,“ rief der Ritter, „wenn man bei Eurem Anblicke jetzt nicht glauben muß, daß Ihr eher hierher gekommen seid, um nachzudenken, als um Euch zu schlagen! Ihr müßt Eurer Sache sehr gewiß sein, da Ihr so kalt bleibt!“

„Ich bin wirklich meiner Sache sehr gewiß.“

„Dazu wünsche ich Euch Glück. Ueberdies halte ich auch den Schreiber nicht für sehr geschickt in der Terz und Quart; allein er hat den Vortheil des höhern Wuchses. Ha, seht, da kommen unsre Gegner. Ich fing schon an, zu fürchten, sie würden vor der Nacht nicht eintreffen.“

„Was liegt daran, ob man sehen kann, oder nicht!“ sprach René, ohne den Kopf empor zu heben.

„Sieh da, Ihr seid es, Vallavoir?“ sprach Genouillac. „Unglückliches Kind, Ihr wollt Euch also von Eurem Corps fortschicken lassen? Das wird bald geschehen, wenn Ihr Euch so in alle Duelle mischt. Man wird gewiß Eure Abwesenheit bemerken.“

„Ihr glaubt, mein Oberst? Nun, dann hoffe ich auch, daß Ihr, um mich zu trösten, mir es nicht abschlagen werdet, Euren Degen mit dem meinigen zu messen. Ihr werdet mir dadurch eine Ehre und ein Vergnügen erzeigen.“

„Seid Ihr toll? Vergeßt Ihr denn, daß ich der Freund Eurer Familie und ganz besonders Eures Bruders bin?“

„Auch verlange ich es nur als ein Zeichen der Freundschaft.“

„Meine Herren,“ sprach Gautier, „es wird spät, habt also die Güte, an uns zu denken. Der Graf von Courchival stimmt ganz überein mit mir, und wir haben weiter nichts mehr zu thun, als handgemein zu werden.“

„Ich bin zu Euern Diensten, Herr Geheimschreiber, jetzt und späterhin, wenn Ihr es wünscht,“ sprach der aufbrausende Musketier.

„Vallavoir, Ihr verliert ja ganz den Kopf,“ sprach der Vicomte zu ihm, indem er sich eines Lächelns nicht enthalten konnte. „Wir sind nur als Kampfrichter hier und wollen also unsere Schuldigkeit thun. Vetter,“ fuhr er fort, sich zum jungen Grafen wendend, „ich bitte Euch, mich zu entschuldigen, daß ich mich auf einer andern Seite, als auf der Eurigen befinde; ich konnte aber Herrn von Varignoles diesen Dienst nicht abschlagen und wußte auch übrigens nicht, daß es gegen Euch war, als ich die Sache übernahm.“

„Ich grolle Euch deßhalb nicht, Vetter,“ antwortete René.

„Ich glaube, Ihr würdet auch Unrecht haben, wenigstens für diesen Fall.“

Die beiden Zeugen maßen die Degen und fanden René's Waffe kürzer, als die andere.

„Das thut nichts, ich habe einen längern Arm,“ sprach der Graf.

„Wie versteht Ihr das?“ fragte sein Secundant, erstaunt über dieses Wort, welches René gesagt hatte, ohne es selbst zu verstehen. „Ihr seid doch wahrlich viel kleiner; aber hier ist mein Degen, eine sehr gute Waffe! ..... Ich schwöre Euch,“ rief er, sich unterbrechend, „daß ich ein Rauschen dort höre ..... man muß nachsehen, was es ist.“

„Ueber das Kind,“ sprach Herr von Quesmes; „es fürchtet sich vor Gespenstern!“

„Ich fürchte sie nicht, wenn ich sie sehe.“

„Man sieht sie aber niemals, Ritter. Nun, so bemüht Euch doch, ernsthaft zu sein, wie es Euern jetzigen Obliegenheiten ziemt.“

Sie übergaben den Kämpfern die Waffen, kreuzten die Klingen, zogen sich zwei Schritte zurück und sprachen:

„Nun geht los, und Gott entscheide das Recht!“

„Vergeßt aber den Gruß nicht,“ fügte der Vicomte hinzu.

Diese Mahnung war überflüssig, denn die beiden jungen Männer waren genau bekannt mit dem bei solchen Gelegenheiten üblichen Ceremoniell. Sie grüßten einander, und dann auch die Zeugen, mit dem Degen, nahmen mit der linken Hand die Hüte ab, grüßten sich auch mit diesen und warfen dieselben, über die Köpfe weg, hinter sich, grüßten einander auf's Neue mit dem Degen und fielen aus. Gautier griff den jungen Grafen mit einem Ungestüm an, welches die Absicht verrieth, der Sache auf den ersten Stoß ein Ende zu machen; allein René parirte, zurücktretend, mit

einer Geschicklichkeit, welche der Fechtkunst des alten Bertrand Ehre machte, stieß jedoch nicht nach.

„Sehr gut,“ rief Vallavoir. „Nun ist die Reihe an Euch!“

Aber trotz dieser Aufmunterung vertheidigte sich René bloß. Gautier griff sogleich wieder an, und da er seinen Gegner ungedeckt sah, that er einen furchtbaren Stoß nach ihm; aber nicht René wurde davon getroffen. Eine weiße Gestalt, die wie eine Erscheinung gekommen war, hatte sich zwischen die beiden Degen geworfen und war mit einem lauten Schrei zu den Füßen des Grafen niedergesunken. Die Kämpfer hielten bestürzt inne.

„Was ist das?“ fragte René.

„O Himmel,“ rief Herr von Quesmes, „es ist die arme Sabri!“

Sie war es in der That; sie lag ausgestreckt, mit zurückgefallenem Haupt, auf der Erde. Der Vicomte wollte sie aufheben; allein sie fiel mit jener halsstarrigen Schwere zurück, welche den Tod bekundet.

„Wie, sie ist todt?“ rief der Graf.

„Ich glaube es,“ antwortete der Vicomte; „es ist schauderhaft!“

„Das Herz ist ihr durchstochen,“ sprach der Ritter und zeigte auf einen Blutstrom, welcher der Brust des Kindes entfloß und ihre weißen Gewänder färbte.

Dumm betrachtete Gautier seine bis zur Hälfte geröthete Klinge und wandte sich nach der untergehenden Sonne, als wollte er sehen, ob sie es nicht sei, welche diese Wirkung hervorbrächte.

„Ungeheuer,“ schrie René, auf ihn zustürzend, „Du,

hast sie gemordet! Jetzt vertheidige Dich, denn ich will Dich spießen wie einen Hund!“

Fast in demselben Augenblicke fiel Gautier, durch und durch gestochen, zu Boden und nahm in seinem Sturze den Degen des Gegners mit. René kehrte sogleich zu Cabri zurück, welche der knieende Vicomte in seinen Armen hielt und mit einer Mischung von Schmerz und Schrecken betrachtete. Der Ritter von Vallavoir, welcher bestürzt zur Seite stand, drehte den Kopf rechts und links und wußte nicht, ob er noch auf dieser Welt sei.

„Ist sie wirklich todt?“ fragte René, sich ebenfalls über Magdalenen hinbeugend. „Ist nichts mehr zu thun?“

„Durchaus nichts. Sie hat nicht eine Bewegung gemacht, und ihre Hände werden schon kalt. Armes Kind! welch ein Schicksal!“

„Meine arme Schwester! Ach, das ist der letzte Schlag! Warum habe ich mich nicht sogleich tödten lassen? O, mein Gott, was wird aus ihrem Großvater werden? Er sagte mir es doch. Meine Schwester! Meine Schwester! Cabri! Magdalene!“

„Seine Schwester!“ sagte eine klagende Stimme, die aus der Erde zu kommen schien! „seine Schwester! O, welche schreckliche Rache! Mein Gott, ich hatte das nicht verlangt. Sie, die Arme, sie war nicht schuldig!“

„Elender, Du bist noch nicht todt,“ sprach René, sich umwendend.

„Einen Priester, um des Himmels willen, einen Priester, wenn Ihr Christen seid! Ich habe keine Stunde mehr zu leben, das schwöre ich Euch. Laßt mich nicht als einen Verdammten sterben. Herr Vicomte, saget meinem Vater, daß

ich ihm verziehen habe. Der Marquis von Lamperière ist mein Vater."

„Schweig, Unglücklicher, und laß uns weinen!"

„Einen Priester, ich beschwöre Euch! — Sie hören mich nicht — o mein Gott, allein bis in den Tod. Ha, warum bin ich unerbittlich gewesen? Ach, auch meine Schwester liegt ja ohne Leben hingestreckt! Und ich . . . . . ich weine Blut, nicht aber Thränen."

„Herr Graf," sprach der Ritter, der jetzt wieder zu sich kam „ich glaube, es wäre Barbarei, diesem Manne die Tröstungen der Religion zu versagen; ich will einen unserer Diener fortschicken, um einen Priester von Arles zu holen."

„Thut, was Ihr wollt."

„Was sollen wir mit dem Leichnam dieses unglücklichen Kindes machen?" fragte Herr von Quesmes.

„Es ist beinahe unmöglich, sie zu ihrem Großvater zu schaffen, und doch muß es geschehen."

„Und zwar sogleich," sagte René. „Ja, er hat Recht, es ist eine Rache. Auf diese Art sterben immer die Unschuldigen, die Schuldigen aber bleiben am Leben. Er, er ist glücklich, denn er wird auch sterben, freigesprochen von dem Bösen, was er verübt hat."

Die Nacht war gänzlich hereingebrochen und hatte diese Scene des Todes mit ihrem zu gleicher Zeit finstern und auch glänzenden Schleier umhüllt, welcher die Schrecken derselben verscheuchte, und ihr kühler, schweigender Athem hatte seit einer Minute die noch lebenden, handelnden Personen dieses Drama's in eine Art von Erstarrung versetzt. Plötzlich wurde sie durch eine meckernde Stimme geweckt, welche

René zitternd erkannte. Der Vicomte sprang auf und warf eilig seinen Mantel auf Magdalenens Leichnam.

„Gott sei Dank," sprach der Apotheker, denn er war es, „da sind Leute. Meine Herren und Damen, ich wünsche Euch einen guten Abend und will Euch nicht stören. Nein, hier sind keine Damen; aber das ist einerlei, und Ihr mögt hier machen was Ihr wollt, so ist es nicht meine Sache, darnach zu sehen. Sagt mir bloß ..... aber wirklich, ich glaube, das ist der Herr Graf," setzte er hinzu, indem er die Laterne aufdeckte, die er trug, „und auch der Herr Vicomte. Ei, meine Herren, wie kommt es, daß Ihr zu dieser Stunde noch hier seid?"

„Wir gehen spazieren, Meister," antwortete René.

„Die Nacht ist sehr schön, aber schrecklich kalt, und man stößt sich beständig. Nun sagt mir, habt Ihr meiner Tochter nicht hier herum begegnet?"

„Eurer Tochter begegnet? Nein."

„Dennoch muß sie hier sein. Diesen Morgen hatte sie mich gebeten, sie gehen zu lassen. Ihr wißt, sie hatte nichts, als diesen Spaziergang im Kopfe. Ich schlug es ihr ab, und sie sagte nichts; bald darauf aber, während ich eine Nachbarin besuchte, ist sie mir entschlüpft und schon seit zwei Stunden suche ich sie. Sie wird sterben, wenn sie die Nacht im Freien zubringen soll. Aber gut, daß ich daran denke, Herr Graf! Ich habe in ihrer Hand ein Zeichen entdeckt, welches diejenigen, die ich Euch gezeigt hatte, aufzuwiegen scheint. O, ich bin über diese Entdeckung so vergnügt gewesen, daß ich die vorige Nacht geschlafen habe, was mir seit vier Wochen nicht begegnet ist. Aber was macht sie, die Unglückliche? Wohin kann sie gegangen sein?

Magdalene! Magdalene! Sie wird mir nicht antworten, die Böse!“

„Wahrscheinlich, weil sie Euch nicht hört. Sie ist vielleicht wieder nach Hause gegangen, während Ihr sie sucht.“

„Glaubt Ihr? Aber nein, denn sie könnte den Weg nicht wiederfinden. Sie hat mir den Streich schon ein Mal gespielt, aber da war es nicht so kalt.“

„Ist es der Priester?“ fragte Gautier. „O mein Gott, so eilt doch!“

Nein,“ sprach der Apotheker, „es ist ein Arzt. Aber wer spricht denn hier so? Wie, ein Mensch liegt auf der Erde, der einen Degen im Leibe hat und in seinem Blute schwimmt? Und Ihr sagtet mir nichts, meine Herren? Ach, Ihr geht spazieren, sagtet Ihr. Das ist schrecklich, wißt Ihr das wohl? Ihr müßt verrückt geworden sein. Wir wollen sehen; leuchtet mir, mein Herr, daß ich den unglücklichen, jungen Mann untersuche.“

„Mein Vater,“ sprach Gautier, „die Absolution! Ich bereue meinen Hochmuth, meine Härte, Alles! Die Absolution! Ich sterbe.“

„Was die Seele betrifft, so kann ich da nichts thun,“ sagte der Apotheker, „und für den Körper eben so wenig. Es ist ein tödtlicher Stoß. Ach, meine Herren, an einem geweihten Orte begeht Ihr solche Handlungen — das ist sehr übel! Ich will gar nicht von dem Frieden Gottes und des Königs reden; aber man muß auch den Frieden der Todten ehren. Was steht Ihr denn aber so unbeweglich da? Ist es denn schlimmer noch, als ein Kampf?“

„Anton,“ sagte René leise zu seinem Vetter,“ ich ver-

sichere Euch, daß es Menschlichkeit sein würde, den Greis zu ermorden."

„Meister," sprach der Vicomte, „wir erwarten unsere Pferde. Da wir wußten, daß jede Hülfe unnütz war, so wollten wir Euch mit einem solchen Schauspiele nicht betrüben."

„In der That," sprach der Greis, „ich bin oft gerufen worden, solche Auftritte mit anzusehen; aber keiner hat einen so heftigen Eindruck auf mich gemacht. So wollen wir denn sehen, ob Alles ganz verzweifelt steht. O Gott, was wird aus meinem armen Kinde während dieser Zeit?"

„Nun," sprach der Ritter, zurückkehrend, mit einer Stimme, die ihre ganze Festigkeit wieder bekommen hatte, „ich habe die Sachen folgendermaßen angeordnet. Ich habe vier Pferde nach Arles geschickt, um einen Priester und einen Arzt zu holen. Ich bringe einen für das junge Mädchen und ein Anderer . . . . ."

„Ha," schrie der Apotheker, indem er sich plötzlich erhob, „es ist ein junges Mädchen da! Wo ist sie?"

„Ei," sprach Vallavoir, was ist denn das wieder für eine Erscheinung?"

„Still," sagte Herr von Quesmes zu ihm.

„O, ich habe schon verstanden, Herr Vicomte. Ich vermuthete wohl, daß es noch etwas Anderes gäbe. Ja, ja, eine Entführung, und der Unglückliche ist gestorben, indem er sie vertheidigte. Aber nun bin ich da, ich, und Ihr sollt mir sie wiedergeben. Nun, gebt mir sie zurück! Wo ist sie?"

„Sie ist entsprungen, Meister," sprach der Vicomte.

„Es ist nicht die Rede von Eurer Enkelin," sprach zu

gleicher Zeit René. „Bin ich denn nicht da, und glaubt Ihr, daß ich mich dazu hergeben würde, wenn man meine Schwester entführte?“

„Entsprungen? Nicht meine Tochter? Das ist nicht klar, meine Herren.“

Jetzt ließ er das Licht seiner Laterne schnell um sich her leuchten und bemerkte den Mantel, unter welchem sich unbestimmt eine menschliche Gestalt abzeichnete, die seine durchdringenden, geübten Augen sogleich erkannte. Er sprang darauf zu und riß den Mantel hinweg, bevor man ihn zurückhalten konnte; René konnte ihm nur die Laterne wegnehmen. Der Greis stieß ein lautes, spöttisches, triumphirendes Gelächter aus und sprach:

„Ha, ha, ha! Der Streich ist spaßhaft! Das Kind machte sich ein Vergnügen daraus, mich suchen zu hören. Da bist Du aber gefangen, Kleine! Nun, Magdalene, komm, der Herr Vicomte wird Dich nicht daran hindern. Aber es ist wahr, sie mag sich wohl ein wenig fürchten. Nun, es ist nichts mehr, sage ich Dir; steh' auf. Du weißt wohl, daß ich nicht stark genug bin, um Dich zu tragen, da Du es bist, welche mich unterstützt. Was ist das?“ heulte er plötzlich, als er sich schwer zu ihr niedergebückt hatte und fühlte, daß ihre Hand kalt und steif war. — „Sie ist todt! Ja, das ist Blut! O, was für eine Wunde — gerade im Herzen! Meine Herren, Ihr werdet mir sogleich sagen, wer sie gemordet hat!“

„Der Mann,“ sprach René, „welcher dort zur Erde liegt.“

„Erzählet mir, wie das geschehen ist.“

Ohne Unterbrechung hörte der Greis die kurze Erklä-

rung an, welche ihm Herr von Quesmes gab, und sprach dann zu René:

„Nun, was sagte ich Euch gestern?“

René antwortete nicht. Diese Ruhe war erschreckender, als ein Schmerz, der sich die Haare ausreißt. Der Greis kniete nieder, entblößte das weiße Haupt, hob die zitternden Hände und die thränenleeren Augen gen Himmel und sagte:

„Großer Gott! Du hast geurtheilt, daß sie genug gelitten hat, du hast sie von diesem Lande der Prüfung hinweg genommen! Sie wird ein schöner Engel werden für eine glänzendere, reinere Sphäre, als die unsrige. Vergiß mich nicht lange, o großer Gott! Gieb, daß meine Seele bald würdig sei, mit der ihrigen und mit der ihrer Mutter vereinigt zu werden!“

„Einen Priester! Die Absolution!“ sagte Gautier, wieder aus einem Schlummer erwachend, wie es dem ewigen Schlafe vorauszugehen pflegt.

Der Greis ging zu ihm, unterstützte ihm den Kopf und sprach:

„Absolvo te in nomine Patris, Filii et Spiritus sancti. Vade in pacem, anima infelix, sanguine Christi et tui quoque redempta.“

Als ob seine Seele wirklich dieser katholischen Worte bedurft hätte, um sich vollends von den Banden des Körpers zu lösen, hob sich der Sterbende, so wie dieselben gesprochen waren, convulsivisch empor, streckte die Arme vorwärts und fiel, den letzten Seufzer aushauchend, wieder zurück.“

Der Apotheker drückte ihm die Augen und den Mund zu,

streckte ihm die Arme längst des Körpers aus, zog den Degen aus seiner Brust und sagte:

„Es ist nicht sein Fehler gewesen; der Augenblick war gekommen, und er war nicht strafbarer als sein Degen. Wie hieß er?“

„Gautier Violais, Herr von Varignoles,“ sagte der Ritter, welcher auf die Finger blies und sich sehr langweilte, weil er so schweigen und unbeschäftigt bleiben mußte.“

„Gautier Violais! Ist es denn möglich, daß ich ihn nicht erkannt habe? Freilich, zehn Jahre und dazu der Tod verändern ein Gesicht gar sehr! Er war ein schöner und starker junger Mann; allein er hatte etwas auf der Stirn, was von einem unfruchtbaren Leben zeugte. Er hat seinen Platz in der Welt nicht gefunden. Im Zweikampfe geblieben! Nein, nein, er ist gestorben, weil er nichts mehr hier unten zu thun hatte. O, er mußte wohl sehr leiden, als er meine Tochter von seiner Hand sterben sah, denn er war ihr Freund, ihr Vater gewesen. Und dann, sie haben sich nur wiedergefunden, um die Eine durch den Andern zu fallen. Doch will ich nicht über das böse Schicksal klagen, sondern mich in den Staub neigen vor der allweisen Vorsehung, denn sie hat zwei schöne Seelen vereinigt, welche sich vollkommen rein liebten. Gelobt sei Gott! Theurer Engel,‘ fuhr er fort, indem er zu seiner Enkelin zurückkehrte und das volle Licht seiner Leuchte auf ihr Antlitz fallen ließ, „wie schön auch ihre Hülle noch ist! Man könnte glauben, sie schliefe nur. Sie hat nicht viel gelitten, nicht wahr? Ihre Augen und ihre Lippen haben sich von selbst geschlossen. — Ihr seid erstaunt, meine Herren, mich so ruhig zu sehen. Vorher war ich es nicht; jetzt aber ist es vorbei, denn was

soll ich machen? Ihr aber müßt Euch entfernen, meine Herren, Ihr müßt fliehen. Es ist genug an mir, diese beiden Leichname zu bewachen, denn sie gehen gewiß nicht fort; Ihr aber müßt Euch schnell entfernen, da Ihr es noch könnt."

„Warum sollen wir uns entfernen?" fragte René.

„Weil man Euch in das Gefängniß werfen, vielleicht gar hängen würde. Was weiß ich!"

„Nun, was liegt daran?"

„So sehr laßt Ihr Euch niederschlagen? Seht mich an und erröthet. Meine Herren, führt ihn fort und laßt mir nur ein Pferd, wenn Ihr eines entbehren könnt."

Der alte Mann setzte sich auf die Halbsäule, welche als Zeichen des Kampfplatzes gedient hatte.

„Ach," sprach er, „ich erkenne es, es ist das Grab der Tullia. Wie oft habe ich mich betrübt über das Loos dieser jungen Römerin, deren Andenken uns der Marmor so viele Generationen hindurch überliefert hat! Wie oft habe ich gerufen: Schön und geliebt und mit achtzehn Jahren gestorben! Und ich dachte an den Schmerz ihrer Eltern, die auch seit Jahrhunderten schon todt sind. Dieses Grab eines unbekannten, jungen Mädchens flößte mir eine geheimnißvolle Theilnahme ein, welche ich niemals bei den Gräbern der Könige und Helden gefühlt habe! Das war ohne Zweifel eine Ahnung dieser Nacht, wo ich auch wieder rufe: Jung und sehr geliebt, und mit achtzehn Jahren gestorben! Der unglückliche Vater, den ich bedaure, bin ich selbst, ach, und leider bin ich nicht gestorben!"

Während dieser Klagen hatte der Ritter von Vallavoir seinen Degen wieder aufgehoben, Herr von Quesmes hatte

seinen Mantel genommen, und Beide schickten sich an, René'n fortzuführen; dieser machte sich aber los, ging zum Greis, ergriff dessen Hände und sprach zu ihm:

„Mein letztes Band ist zerrissen. Nun will ich es machen, wie Ihr — ich will harren.“

„Gott hat Euch geprüft. Ihr werdet eine lange Lebensbahn zu durchlaufen haben. Kind, wenn man auch bei guter Zeit alt wird, so ist das kein Hinderniß, es lange zu sein. Gott behüte Euch!“

Die drei jungen Männer entfernten sich und ließen den Alten mit den zwei Todten zurück.

„Es kommt mir vor,“ sprach der Ritter, „als sähe ich aus jedem dieser Steine einen Schatten emporsteigen. Ich muß gestehen,“ dachte er bei sich selbst, daß ich da einen Tag gehabt habe, wie sie nicht vielen Menschen geboten werden. Welche Geschichte giebt das zu erzählen! Es ist nur Schade, daß der Oberst nicht in der Laune war, einige Stöße mit mir zu wechseln! Pest! wie die Sachen heute gingen, so weiß ich nicht recht, was aus mir geworden wäre!“

Bald kamen sie zu ihren Pferden. René handelte, gleich einem Trunkenen, ganz ohne eigenen Willen, sondern bloß aus Gewohnheit.

„Vetter,“ sprach der Vicomte zu ihm, „solchen Ereignissen gegenüber müssen wir alle frühern Zänkereien und Zwistigkeiten vergessen. Diese Sache ist sehr ernsthaft und wird großen Lärm verursachen.“

„Vielen Lärm,“ sprach der Ritter, „daran ist nicht zu zweifeln.“

„Und es wird nicht nöthig sein, daß Ihr Euch hinein-

mischt, Ritter. Ihr, Vetter, müßt also Frankreich verlassen, denn der König scheint die Strenge seines Vaters gegen die Schläger geerbt zu haben. Ihr habt keine Zeit, nach Hause zu gehen, und wir können uns nur nach Arles begeben, wo wir die erste Hülfe finden werden. Es ist ja dringend nothwendig, Vorsprung zu bekommen."

„Ich schwöre Euch, Vetter, daß es mir gleichgültig ist, ob ich gefangen werde, oder nicht. Ich werde so weit reisen, als mein Pferd mich tragen kann, alsdann . . . . ."

„Nun, ich selbst werde Euch bis zur Grenze begleiten, werde Geld und Pferde für Euch finden. Was mich betrifft, so komme ich schon mit einigen Monaten Verweisung nach meiner Garnison hinweg. Nun, zu Gaule! Euch, Vallavoir, fordere ich auf, nach Aix zurückzukehren und Niemandem, wer es auch sei, nur ein Wort von der Ursache Eurer Abwesenheit zu sagen."

„Seid ruhig," antwortete der junge Mann. „Herr Graf, ich bin der Eure im Leben und im Tode und würde Euch begleiten, wenn es nicht für Euch nützlicher wäre, daß ich sogleich nach Aix zurückkehrte. Ich beschwöre Euch, mich nicht zu vergessen, wenn Ihr irgend etwas aus Frankreich bedürft, und ich hoffe, daß wir uns bald wiedersehen."

„Das glaube ich nicht, mein Herr," sagte René.

„Ei nun, einige Jahre Aufenthalt in Italien tödten keinen Menschen."

„Ihr habt sehr glückliche Ausdrücke, Vallavoir."

Der junge Mann ging mit seinem Diener nach Aix ab, während die beiden Vettern den Weg nach Arles einschlugen. Sie begegneten dem Priester und dem Arzte.

„Meine Herren," sprach Herr von Quesmes zu diesen,

„wir hatten uns zu bald beunruhigt. Der Mensch, für den wir Euch holen ließen, befindet sich auf dem Wege nach Aix; habt also die Güte umzukehren.“

Als sie zu Arles angekommen waren, schickte der Vicomte seinen Diener wieder zurück, um den Greis zu holen; er selbst aber verließ die Stadt mit frischen Pferden, die er sich leicht verschafft hatte, und das war sehr wohl gethan; denn schon am folgenden Tage wurde diese tragische Geschichte dem Könige und dem Cardinal berichtet, welche sogleich diejenigen, die dabei im Spiele gewesen waren, zu verfolgen befahlen und ein Edict abfassen ließen, worin die alten Strafen gegen den Zweikampf wieder in volle Kraft gesetzt wurden.

Der Vicomte hielt seinem Vetter Wort. Er führte ihn bis zur Grenze und wußte für seine Flucht Hülfsmittel zu finden, an welche René ganz allein wohl niemals gedacht hätte. Als dieser aus seiner Betäubung zurückkam, theilte er seinem Vetter seinen Plan der Zurückgezogenheit mit, worin die letzten Ereignisse ihn nur hatten bestärken können, und unterrichtete denselben von den Maßregeln, die er, in Bezug auf seine Gemahlin und auf ihn selbst, genommen hatte. Herr von Quesmes machte ihm durchaus keine Gegenvorstellungen, was ihm René sehr Dank wußte, denn er war nicht im Stande, fremde Gedanken zu fassen. Der Graf bestand auch auf seinem Willen, nichts von dem Orte zu sagen, wohin er sich zurückziehen wollte.

In der Gegend von Nizza trennten sie sich. Sie umarmten einander fest und auf eine Art, welche drei Monate vorher gewiß nicht hätte können vermuthet werden.

„Vetter,“ sprach der Vicomte, „Ihr wollt mir also

nicht sagen, wohin Ihr geht, und auch nicht versprechen, mir zu schreiben?“

„Ich kann es nicht, werde aber darum nicht weniger das Andenken des Dienstes bewahren, den Ihr mir jetzt geleistet habt. Gott befohlen!“

Und er entfernte sich, ohne sich umzusehen; Herr von Quesmes verfolgte ihn mit den Augen, so lange er ihn erblicken konnte, und rief dann:

„Der arme Vetter! Er hat kein Glück gehabt. Ja, ja, wie der alte Gigadas sagte, wenn man in der Welt nichts mehr zu thun hat, ist es eben so gut, sie zu verlassen. Ich, der ich noch viel darin zu thun habe, ich bleibe. Gott belohnt mich dafür, daß ich mitleidig gewesen bin, denn ich erbe ein reizendes Weib und ein unermeßliches Vermögen. Ehe fünf Jahre vergehen, will ich Herzog sein.“

In der ersten Stadt, wo der Vicomte auf seiner Rückkehr eintraf, wurde er verhaftet.

26.

Beschluß.

Drei lange Jahre waren seit dem Zeitraum verflossen, wo die eben berichteten Ereignisse stattgefunden hatten. Der Cardinal Mazarin war einige Monate nach der Rückkehr von Saint-Jean de Luz gestorben und Ludwig XIV. hatte das Wort auf mich ausgesprochen, welches, wenn es auch nicht nach einer so hohen Tonleiter gesungen wurde, wie das ego sum Papa Sixtus des Fünften, darum doch kein geringeres Erstaunen hervorbrachte. Die Königin Mutter hatte ihren Günstling nicht lange überlebt. Schon sterbend, bat sie den Priester, der ihr beistand, er möchte sich doch in Acht nehmen, daß er ihr das Kopfzeug nicht mit dem heiligen Oel besudelte, „und dies beweis't," sagt Frau von Montpensier, „daß wir sowohl unsere guten, als unsere bösen Eigenschaften bis zum Tode bewahren." Der König Philipp IV., Schwiegervater Ludwigs XIV,. war ebenfalls um diese Zeit gestorben, und der Friede mit Spanien war von Neuem gestört worden.

Der Tod der Königin Mutter hatte die Mündigkeit des Königs vollständig gemacht, welcher bis dahin seine ungesetzlichen Liebschaften einigermaßen geheim gehalten und noch keine Maitresse erklärt hatte. Fräulein von la Vallière war, wie man weiß, die Erste, welche diesen Titel, vereint mit

dem einer Herzogin erhielt. Man hat viel geredet von der Schüchternheit dieser Schönen, so wie von den Scham- und Reuegefühlen, welche mit denen der Liebe in ihrem Herzen kämpften, ehe sie unterlagen. Die lange und strenge Buße, welche sie vollbrachte, muß wohl rühren, kann aber die gleichzeitigen Berichte nicht ungültig machen, die uns Fräulein v. Cavallière schildern, wie sie im Beisein der Königin eine Sicherheit und Festigkeit behält, die sogar Frau v. Montespan empörte, ja, wie sie sogar ihren Wagen in Gegenwart des ganzen Hofes querfeldein fahren läßt, um desto eher in die Nähe des Königs zu gelangen. Und eben so schreibt ja die Geschichte. Endlich muß man auch vergessen, daß sie sich nicht eher entschloß, in ein Kloster zu gehen, als bis das Herz des Königs ihr unwiederbringlich war geraubt worden.

Drei Jahre nach der dreifachen Katastrophe, welche das vorige Kapitel mit Blut befleckt und verdüstert hat, gelangte sechs Uhr Abends, durch das Brückenthor, oder, wie man es auch nennt, das Thor von Triquetaille, ein Mönch nach Arles. Es war gerade am grünen Donnerstage. Einem Gebrauche zufolge, welchen unsere südlichen Provinzen aus Spanien und Italien entlehnt haben, durchzogen die Brüderschaften der Büßenden die Straßen der Stadt mit einer Menge von Wachsfackeln. Alle diese weißen, schwarzen, blauen, violetten und grauen Gespenster boten unter ihren beweglichen Gewändern ein bizarres, trauriges Schauspiel dar. Das Volk wogte um die Kirchen und Kapellen her, um dem Salus beizuwohnen, und mehr als ein junges Mädchen, mehr als ein junger Mann, begaben sich auch dahin, und zwar, einer galanten Absicht wegen; mehr als ein Mensch brütete unter dem Pönitentenschleier irgend einen Rachegedanken aus, und

dies Alles geschah ohne Beeinträchtigung der Frömmigkeit. Die Behauptung, man könne nicht zwei Sachen zu gleicher Zeit vollbringen, ist falsch. Man kann sehr gut, während man die Augen auf ein Gebetbuch gerichtet hat, mit der Hand ein Billet hingeben oder in Empfang nehmen; man kann mit der linken Hand eine Wachsfackel tragen, in der rechten ein Messer haben und obendrein Psalmen singen, die einen Todesschrei übertönen.

Unser Mönch trug keine Fackel, sondern einen Stock, der ihm zur Reise nützlicher gewesen war. Sein Kleid war weiß; eine hinten in eine Spitze ausgehende Kapuze umgab sein Gesicht wie ein Rahmen und zeigte regelmäßige, ernste Züge, einen dichten, braunen Bart, und blasse, aber volle Wangen. Es war ein Mann im schönsten Alter, und seine Gestalt war von denen, die zeitig sind, ausgebildet worden und sich lange gleich bleiben. Er ging langsamen Schrittes und sah auf eine Art um sich her, die weniger Neugier, als Erinnerung ausdrückte. Nachdem er durch die Hauptstraße gegangen war, schlug er sich links und trat auf den Platz bei der Kathedrale, auf dessen Mitte sich ein ganz einfacher Obelisk erhebt, welchen man seitdem dem Könige Ludwig XIV. gewidmet hat. Als er an der Kirche angelangt war, blieb er stehen, und betrachtete einige Augenblicke das symbolische Portal, wo ein Künstler des 13. Jahrhunderts eine Darstellung des jüngsten Gerichts in Marmor gegraben hat; dann stieg er die Vortreppe hinauf, knieete nieder auf das heilige Pflaster und blieb lange in tiefes Nachdenken versunken, ohne durch die neugierigen Blicke und die Bemerkungen zerstreut zu werden, die er unter der wogenden Menge der Arlesier verursachte. Als ein violetter Büßender, den wahr=

scheinlich sein weißes Gewand ärgerte, ihn gestoßen hatte, hob er nicht einmal das Haupt empor, sondern begnügte sich damit, ein wenig zurückzuweichen.

„Dieser Mann," sprach eine alte Frau, „muß ein sehr großer Heiliger sein."

„Oder ein sehr großer Sünder," entgegnete der Büßende.

„Derjenige, welcher sogleich das Böse denkt, trägt es oft in sich selbst," sprach darauf der Mönch, indem er aufstand.

„Mein Gott!" rief eine junge Frau, welche die Alte begleitete.

„Was habt Ihr denn, schöne Marie?" fragte sie der Büßende ins Ohr? „Solltet Ihr aus Furcht vor mir so aufschreien? Ich würde nur zu glücklich sein, wenn ich das glauben dürfte, obgleich ich Euch versichern kann, daß dieser Mönch nicht im Stande ist, mich zu verspeisen."

Der hohe Wuchs des Büßenden mußte dieser letztern Behauptung Glauben verschaffen; es schien aber nicht, als ob seine Stimme den ausgesprochenen Worten Nachdruck gäbe, denn das junge Weib achtete nicht im geringsten darauf, sondern sie drang rasch in die Kirche und verließ dieselbe sogleich wieder durch eine Seitenthür. Der Mönch hatte bei ihrem Ausrufe schnell seine Kapuze vorgezogen, war die Vortreppe hinuntergegangen und hatte sich nach dem Platze Saint-Jülien gewendet, den man auch den Platz der Männer nennt, weil sich hier an jedem Sonntags-Morgen Tagelöhner versammeln, die sich zu den Feldarbeiten vermiethen wollen. Die Mitte des Platzes ist von den Wagen durch eine kleine Mauer gesichert, und auf der einen Seite hat

man Bäume gepflanzt, um den Sommer hindurch Schutz zu haben. Als der Mönch hier angekommen war, schien er über die Richtung zweifelhaft zu sein, die er einschlagen sollte, als die junge Frau, die Maria hieß, an ihm vorbeistreifte, als wollte sie seine Aufmerksamkeit erregen. Wenn dies ihr Zweck war, so verfehlte sie denselben keineswegs, denn der Reisende blieb stehen und folgte ihr mit den Augen. Sie trat in ein Gasthaus, welches noch heut zu Tage am Ende des Platzes liegt, nur daß man an die Stelle des gemalten, heiligen Julian, welcher ihm als Schild diente, mit fußhohen Buchstaben die Inschrift gesetzt hat: Hôtel von Frankreich und Europa. Der Mönch beschloß, der jungen Frau in dieses Haus zu folgen, und seine Erscheinung in der Küche, die, wohlverstanden, als Eintritts-Saal diente, schien den Wirth übellaunig zu machen.

„Ihr wünscht, Herr Pater," sagte er mürrisch, „daß man Euch Euer Kloster zeige? Von welchem Orden seid Ihr? Barfüßer, Kapuziner, Bernhardiner, oder Augustiner?"

„Ich bin zu ermüdet, um noch weiter zu gehen," antwortete der Gefragte, „und ich möchte hier übernachten."

„Bah! Ihr würdet nicht weit zu gehen haben."

„Gleichviel! Ich werde nicht weiter gehen."

„Ist der Mönch nicht hartköpfig! — Nun, mein Vater, ich werde Euch den Boden zeigen lassen; zerstampft mir nur das Stroh nicht zu sehr. Eine Schütte wird ja wohl genug sein."

„Ich verlange ein Zimmer," entgegnete der Mönch ganz ruhig. „Mein Kleid mag Euch nicht erschrecken; ich bin im Stande, zu bezahlen."

„Ja, ja, mit Ablaßzetteln! Indeß, man muß sich wohl entschließen, das zu dulden.“

„Was giebt es denn?“ fragte die junge Frau, indem sie, mit einem Kind auf dem Arme, eintrat. „Weigert Ihr Euch vielleicht, den ehrwürdigen Pater aufzunehmen?“

„Ganz und gar nicht; allein er verlangt ein Zimmer.“

„Nun, soll er denn im Stalle schlafen? Kommt, mein Vater; ich selbst will Euch führen.“

„Nein, nein; Du bist heut lange genug in der Kirche gewesen und brauchst also heut Abend nicht zu beichten. Besorge Du nur das Haus.“

„Ach, das also macht Dich übellaunig? Du mußt aber doch wissen, unter welcher Bedingung ich Dich geheirathet habe, und sehr glücklich bist Du, daß ich eine gute Katholikin bin, denn ohne mich hätte schon lange Niemand mehr einen Fuß zu Dir gesetzt. Schämst Du Dich nicht, ein Ketzer zu bleiben, während alle Herren sich bekehren, und Du es bald im ganzen Lande nur noch allein sein wirst?“

„Die Herren sind eben Herren; ich aber bin ein bloßer Gastwirth. Wir — nämlich sie und ich — haben verschiedene Vernunftgründe zu unsern Handlungen.“

„Du hast auf keine Art Vernunft. Schämst Dich nicht, vor dem gnädigen Herrn . . . vor dem ehrwürdigen Pater, wollte ich sagen, so mit mir zu zanken?“

„Nun, ich will ihm ein Zimmer geben, Deinem Ehrwürdigen; aber welches? Ohne Zweifel das schönste?“

„Ganz gewiß!“

Der Streit würde aufs Neue begonnen haben; aber der Mönch, welcher demselben anfangs mit ziemlicher Theilnahme zugehört hatte, mochte wohl meinen, es müsse doch

jedes Ding seine Grenzen haben, und erstickte die Worte im Munde des ungläubigen, ungefälligen Wirthes, indem er den Ton einer Almosen-Börse in seine Ohren klingen ließ, deren Drahtringe den Inhalt verriethen. Dieser unvorhergesehene Beweisgrund überzeugte den Wirth, welcher nun den Reisenden in das beste Zimmer des Hauses führte, welches er ziemlich bescheiden genug das am wenigsten schlechte hätte nennen können, ja er trieb die Höflichkeit so weit, ihn zu fragen, ob er zu Abend essen wollte.

„Ich glaube nicht," sprach er, „daß Ihr bei solchen Mitteln, wie die Eurigen, mit einem Brodsacke beladen seid."

Aber der Mönch, der seine Kapuze noch immer vor hatte, antwortete, nur die Ruhe sei ihm nöthig.

„Wenn es nur," sagte der Wirth, in sein Laboratorium zurückkehrend, „nicht Agnus Dei und kupferne Denkmünzen sind, welche Deine Börse füllen."

„Ach," entgegnete die Frau, „wenn Du so genau hinsehen mußt, um Gold vom Kupfer zu unterscheiden, so wundert es mich nicht . . ."

„Was?"

„Daß Du nicht sehen kannst, wie die katholische Religion besser ist, als die Deinige."

„Marie, Du siehst wohl, daß Du es bist, welche mich nun quält!"

Der bittende Ton, welchen der Mann jetzt annahm, sagte keineswegs, daß der Friede sogleich sollte wieder hergestellt werden, denn die Frauen sind keine großmüthigen Siegerinnen. Zum Glück wurden die Gatten durch die Sorge für ihre Wirthschaft beschäftigt und getrennt, so daß

die Fluth ehelichen Zwistes während des Abends nur durch einige schäumende Wellen sich kund gab.

Nach und nach war die bewegliche Erleuchtung der Straßen verloschen, Jedermann war nach Hause gegangen, und Büßende von allen Farben waren überein gekleidet in das Nachtgewand, welches man gewöhnlich das Hemd nannte, und welches nur an Feinheit und Reinlichkeit verschieden war. Die Nachtwache hatte aufgehört, die verspätete Andacht zu drängen, und das vollkommenste Schweigen, das tiefste Dunkel herrschten über der alten Stadt Constantins. Das Gasthaus zum heiligen Julianus war schon längst verschlossen, die Gatten hatten Zeit gehabt, sich zu versöhnen, oder wenigstens einzuschlafen, alle ihre Gästen hatten aufgehört, anderes Geräusch hören zu lassen, als ihr Schnarchen, und nur der Mönch hatte sich nicht niedergelegt, trotz des Bedürfnisses der Ruhe, welches er angegeben hatte. Er war sitzen geblieben, mochte er nun in tiefes Nachdenken versunken sein, oder auch, mit jener Geduld, welche die Gewohnheit eines regelmäßigen, schweigenden Lebens giebt, auf irgend etwas harren. Seit er die zahlreichen Uhren der Stadt hatte Mitternacht schlagen hören, war er dennoch etwas ungeduldig geworden; er war aufgestanden, hatte einige Schritte gethan, sodann das Licht ergriffen und sich in dem an der Wand hängenden Spiegel betrachtet.

„Ich werde mich getäuscht haben,“ sprach er; „sie hat mich nicht zu erkennen vermocht, denn zum Glück bin ich ganz unkenntlich! Indessen ist es traurig, daß eine so kurze Zeit hinreicht, uns zu verstellen.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür seines Zimmers ganz geräuschlos, die Frau des Wirthes kam auf den

Fußzehen herein, machte die Thür wieder leise zu und nahte sich dem Mönch, der selbst auf sie zugegangen war.

„Du hast mich also erkannt, Kleine?“ fragte der ehrwürdige Pater; „allein ich vergesse, daß Du eine achtbare Matrone geworden bist.“

Er faßte sie unter dem Kinn und gab ihr auf die Wangen zwei Küsse, welche ihm die junge Frau mit einer vollkommenen südlichen Heftigkeit zurückgab.

„O,“ entgegnete sie, „ich habe Euch weder anzusehen, noch zu hören gebraucht, um Euch zu erkennen; aber ich habe Euch gehört und gesehen, das war mehr, als genug. Ja, gewiß, ich hoffte nicht, Euch diesen Abend zu treffen; dennoch habe ich mir immer vorgestellt, Ihr würdet nach Arles zurückkommen, und ich bin nicht die Einzige, welche diesen Gedanken hegte. Aber welche Ueberraschung! Welche Freude!“

Und sie fiel aufs Neue dem Mönch um den Hals und küßte ihn eben so lebhaft, als das erste Mal. Der Fremde war sichtlich bewegt, und sah, daß er gegen Beweise der Zärtlichkeit noch gar nicht war erkältet worden.

„Du hast also Deinen Paulin geheirathet?“ fragte er.

„Ach, mein Gott, ja, Herr Graf!“

„Man sollte meineu, Du wärest nicht sehr zufrieden mit ihm?“

„O ja, ja! Er selbst ist nicht zu tadeln, sondern alle Männer, denn er ist eben so viel werth, als ein Anderer, und mehr kann man ja nicht verlangen. Er ist mürrisch, hartnäckig, langweilig, eifersüchtig, zänkisch und noch dazu ein Protestant; aber er ist sehr dumm, und das ist genug, um Vieles wieder gut zu machen.“

„Ich sehe, Kleine, daß Du Deinen glücklichen Charakter bewahrt hast. Also bist Du zufrieden mit Deinem Schicksale?“

„O, mein Gott, ja, und nun wird mich nichts mehr beunruhigen.“

„Du hieltest mich also für todt? Eine andere Veränderung sehe ich nicht.“

„Wie? Seid Ihr nicht anf immer zurückgekehrt? Ach, ich vergaß . . . . . solltet Ihr denn wirklich Mönch geworden sein?“

Anstatt aller Antwort warf René die Kapuze zurück und zeigte einen Wald von blonden Haaren, welche, gleich denen Simsons, noch nie ein Eisen berührt und welche der Schmerz mit seiner schartigen Scheere, die mehr ausreißt, als abschneidet, nicht sichtlich hatte lichten können.

„Vortrefflich!“ rief Marie mit freudig funkelnden Augen und schlug in die Hände. „O, nun finde ich Euch ganz wieder! Wißt Ihr wohl, daß ich sehr fürchtete, der abscheuliche Hauptmann Borel möchte Euch erkennen?“

„Ich entsinne mich nicht, jemals diesen Namen gehört zu haben,“ antwortete René.

„Er aber hat Euch früher gekannt. Er war ein Freund Gautiers Violais, gleicht aber diesem sehr wenig, denn Gautier war gut, ob er gleich sehr viel Unglück angestiftet hat; dieser hingegen ist ein böser Mensch, und dennoch hat er sein Glück gemacht. Jetzt ist er Hauptmann der Schaarwache. Immer liegt er hier im Hause, will immer mit mir reden, hat mir aber auch stets mißfallen. Er ist es, welcher die Sperlings-Insel gekauft hatte und den Fischer da-

selbst machte. Ich weiß nicht, ob Ihr Euch auf ihn besinnt.“

„Ja, ja; Alles ist noch hier und auch hier,“ entgegnete René, auf Brust und Stirn deutend.

„O, mein Gott, wie dumm bin ich!“ rief die junge Frau.

Und sie ergriff die Hand René's, der lächelte und, den Kopf schüttelnd, die trübe Wolke verscheuchte, welche diese Worte über seine ertödteten Gesichtszüge verbreitet hatten.

„Es ist nicht Dein Fehler, Kleine,“ sprach er sanft, „wenn Du mich nicht anrühren kannst, ohne den Finger auf eine schmerzende Narbe zu legen. Rede nur immerfort; Deine Stimme thut mir wohl, denn es ist so lange her, daß ich mit keinem weiblichen Wesen gesprochen habe.“

Aber die arme Marie wagte es nicht mehr, ein Wort zu sagen, da sie nichts in ihren Gedanken fand, was nicht auf die Vergangenheit Bezug gehabt hätte.

„Was ist aus dem armen Apotheker geworden?“ fragte René nach kurzem Schweigen.

„Man hat ihn vorige Woche begraben,“ antwortete Marie.

„Was? Er hat so lange gelebt? Es dauert mich, ihn nicht wiedergesehen zu haben.“

„Ach, das wäre gewiß ein großer Trost für ihn gewesen, ob er gleich niemals weder von Euch, noch von sonst etwas redete. Uebrigens war er, wie gewöhnlich, immer bereit, sich für alle Welt in Bewegung zu setzen, und, wenn man es verlangte, guten Rath zu ertheilen und Arzneimittel zu bereiten. Bis zum letzten Augenblicke hat er seine Geisteskräfte behalten. Jeden Abend setzte er sich eine Stunde

lang auf den Grabstein seiner Enkelin, die er auf derselben Stelle hat begraben lassen, wo sie gestorben ist; eines Abends kam er aber nicht zurück. Da wollte man sehen, was aus ihm geworden sei, und man fand ihn sitzend, das Haupt in die Hände gestützt; man griff ihn an — er war todt."

„O, ich werde es immer bereuen, daß ich meine Reise nicht um eine Woche beschleunigt habe! Und der Knabe, den er so sehr liebte, wer hat ihn zu sich genommen?"

„Alle haben sich um ihn gestritten; allein da die Frau Gräfin keine Kinder hat, so ist er dieser anheim gefallen."

„Welcher Gräfin, Kleine?"

„Nun, Eurer Gemahlin. Ich bitte Euch um Verzeihung, daß ich die Achtung verletze; allein Ihr selbst zwingt mich, so zu reden.

„Ich möchte sie ausfragen, getraue mich es aber nicht," sprach der Graf, umhergehend, zu sich selbst und fuhr dann, zu Marien gewendet, fort: „Wie kommt es, daß Du im Besitze dieses Wirthshauses bist?"

„Wir haben es gekauft. Paulin hatte etwas Geld, die Frau Vicomtesse unterstützte uns, und . . .

„Wer ist diese Vicomtesse, meine Liebe?"

„Die Gemahlin Eures Vetters . . . o, noch ein Mal, Verzeihung!"

„Nun aber, meine Frau, seine Frau, die Gräfin, die Vicomtesse . . . ich verstehe nichts von Allem, was Du mir da sagst."

„Ich, Herr Graf, ich begreife noch weniger, was Ihr sagen wollt, und was Ihr nicht sagt."

„Es ist wahr! Nun, so höre mich an. Nicht wahr, es ist meine Frau, die mein Vetter geheirathet hat?"

„Diejenige, die es sein sollte.“

„Wie?“

„Aber mein Gott, Ihr wißt also gar nichts von dem, was geschehen ist? Nun, dann bereitet Euch vor, erstaunende Dinge zu hören. Ach, mein Gott, wo soll ich anfangen? Was? Ihr habt von Allem nichts gehört? Ihr seid also sehr weit entfernt gewesen?“

„Ja, ziemlich weit; ich habe drei Jahre gelebt, ohne einen Menschen zu sehen, und seit ich wieder nach Frankreich zurückgekehrt bin, habe ich mich einer jeden Frage enthalten müssen, um nicht erkannt zu werden, denn man würde mich verhaftet haben — ich bin ja immer noch verbannt.“

Jetzt wurde plötzlich die Thür geöffnet, und der Wirth erschien in leichtem Nachtkleid, mit einer Kerze in der Hand, voll Zorn und schrecklich, vorzüglich aber sehr komisch; René hatte sogleich das Gesicht wieder verhüllt.

„Ha, Frau Spitzbübin!“ rief der aufgebrachte Mann, „das also sind Eure Andachtsübungen? Ihr entfliehet verstohlen, zur mitternächtlichen Stunde, dem ehelichen Lager, um Eure alten Sünden einem abscheulichen Mönch zu erzählen und hauptsächlich, wie ich wohl glauben muß, neue zu begehen. Glücklicher Weise habe ich Eure Abwesenheit sogleich bemerkt, sonst würde ich . . .“

„Sogleich!“ rief Marie; „recht artig sogleich! Seit länger als einer Stunde habe ich Dich verlassen! Du hast eben keinen so leisen Schlaf.“

„Wie, Unverschämte, Du wagst es noch, so zu reden? Dein Glück ist es, daß noch nichts Unrechtes geschehen ist! Und sie bleiben da Beide unbeweglich sitzen! Hat man jemals eine solche Unverschämtheit gesehen?“

„Und hat man jemals eine Dummheit gesehen, welche der Deinigen gleich wäre? So mitten in der Nacht zu kommen und zu schreien — und zwar in dieser Kleidung! Lege Dich wieder zu Bette, denn ich habe mit diesem Pater von Dingen zu reden, welche Dich nicht angehen.“

„Ach, Du willst mich auf das Aeußerste bringen, mein Schatz! Nun dann, packe Dich in Deine Kammer, oder ich werde sogleich auch mit Dir reden! Und Ihr, mein allerliebster, nächtlicher Beichtvater, seid ganz still; verlaßt nur immer den Kaninchenbau, und wenn die Thür Euch nicht genügen sollte, so werde ich Euch zum Fenster hinaus helfen.“

„Meister Paulin,“ sagte René, indem er aufstand und sein Haupt aufs Neue entblößte, „ich glaube, Ihr dürftet leicht mehr Lust haben, Euch selbst hinauszustürzen, als mich hinauszuwerfen, wenn Ihr mich nur erst mit etwas mehr Aufmerksamkeit werdet betrachtet haben.“

„Ach wie, der Herr Graf! Ja, das ist ganz etwas Anderes . . . Meine Frau mag da bleiben, so lange sie will. Du kannst bleiben, Marie. Ich begreife, ja, ja, ich begreife, Ihr müßt viel zu erzählen haben. Herr Graf, ich bitte um Verzeihung . . . Aber den Teufel, es ist verdammt kalt hier, und ich muß mich wieder zu Bette legen. Ueberdies ist auch mein Anzug nicht . . .“

„Ihr habt mich noch wegen andere Dinge um Verzeihung zu bitten, und ich hoffe, Ihr werdet mich nicht anzeigen?“

„O, Herr Graf, jetzt brauche ich das nicht.“

„Nun,“ rief Marie, „was soll das heißen? Ist das die Freude, welche Du über die Rückkehr des Herrn Grafen bezeigst, Deines Herrn, Deines Wohlthäters? Tölpel, packe

Dich wieder zu Bette! Verzeiht ihm, Herr Graf. Jetzt, da ihn die Eifersucht nicht mehr aufrecht erhält, schläft er stehend. Bei Nacht ist er durchaus zu nichts tauglich. Komm, komm, ich will Dich wieder in Deine Kammer führen!"

Paulin, der gar nichts Besseres verlangte, als fortzugehen, that Alles, was seine Frau wollte, die bald wieder zurückkam und zum Grafen sagte:

„Zur Strafe habe ich ihn eingeschlossen, also haben wir nichts mehr von ihm zu fürchten. Zwar ist er nicht fähig, irgend etwas Böses gegen Euch anzuspinnen; allein er ist schwatzhaft, und wenn man ihn bei Zeiten fragte, so könnte er wohl etwas ausplaudern. Da wir einander nun viel zu sagen haben, so müssen wir ungestört bleiben; aber ich weiß in der That nicht, wo ich anfangen soll, denn ich fürchte Euch zu betrüben."

„Nun, ich will Dir helfen. Meine Frau — was ist aus ihr geworden?"

„Sie hat nicht eingewilligt, daß man ihre Ehe trennte, wie Ihr es gewünscht haben sollt."

„Nun, darin liegt nichts Betrübendes für mich. Du hast mir aber auch gesagt, der Vicomte habe sich verheirathet; mit wem denn?"

„Er hat Fräulein von Lamperière geheirathet."

„Eine Verwandte von . . ."

„Nein, sie selbst. Könnt Ihr es auch anders verlangen? Ihr waret verheirathet, Ihr kamt nicht wieder, und ihr Vater war gestorben. Uebrigens war es nicht ihr Fehler, daß sie noch lebte; dann mußte sie wohl der Sache ein Ende machen, und die Religion . . ."

„Aber um Gottes willen, von wem redest Du? Träume

ich denn? Ist Louise von Lamperière nicht todt? Hat sie sich nicht vergiftet? Treibst Du nur Possen? Meine gute Marie, ich bitte Dich, schone meiner; bedenke . . .“

„Wie? Ihr wißt auch das nicht? Aber freilich, Ihr seid ja den Tag vorher abgereist . . . Diese Geschichte ist aber so außerordentlich . . . Nein, sie ist nicht gestorben ... Sie war nur scheintodt, und das ist so zugegangen. Herr Gigadas wollte seine Enkelin einbalsamiren, und der Arzt, welchen er hatte holen lassen, daß er ihm helfen sollte, war eben derselbe, der in Lagny bei Fräulein Louisen gewesen war. Mochte er nun seine Sache nicht verstanden haben, oder war er durch den wilden Ritt, welchen er eben gemacht hatte, außer Fassung gekommen, kurz, er untersuchte sie nicht genau und erklärte, wie Ihr wißt, sie sei todt. Er äußerte über diesen Todesfall einige Worte gegen den Apotheker, welcher, nachdem er ihn ausgefragt hatte, einige Arzneimittel zu sich nahm, sein Pferd bestieg und, ohne Jemandem ein Wort zu sagen, sogleich nach Lagny eilte. Das arme Fräulein lag auf dem Bette, bewacht von zweien jener alten Frauen, welche dieses Amt gewöhnlich haben, und der Sarg stand schon bereit. Als der Doctor ankam, rief er den alten Weibern zu, sie sollten sich entfernen. „Abscheuliche Harpyen,“ sprach er, „diese Beute ist noch nicht für Euch; sie ist nicht todt!“ Da sie sich widersetzten, warf er sie zur Thür hinaus und fing an, der geliebten Scheintodten so kräftige Hülfe zu leisten, daß sie nach einer Stunde die Augen wieder öffnete und zum Leben zurückkehrte. Das erste Wort, welches sie aussprach, war Euer Name; sobald sie aber sah, wo sie war, sagte sie nichts mehr. Der Doctor brachte die Nacht bei ihr zu, pflegte sie, sprach ihr Muth ein und machte

ihr Vorstellungen, wie es ein Priester nicht besser gekonnt hätte. Bedenkt nur, daß er eben seine Enkelin verloren hatte, und noch dazu — auf welche Art; daß ihr blutiger Körper noch nicht unter der Erde war, und sagt mir, ob es viele Menschen giebt, welche so stark und gut gewesen wären. Hierauf erklärte er, wie es käme, daß das Fräulein, in dem Wahne, sich zu vergiften, nur in einen regungslosen, tiefen Schlaf gefallen war. Sie hatte heimlich Gift von ihm verlangt und ihm dafür eine beträchtliche Summe geboten. Da sie verlarvt war, erkannte er sie nicht, wies aber auch die Sache nicht von sich, denn sie hätte ja dann wirklich zu einem Andern gehen können. Er gab ihr jedoch nur ein Mittel, welches die, Euch bekannte Wirkung hervorbrachte. Als der alte Marquis am Morgen ankam, als man ihm sagte, seine Tochter lebe und Gautier sei todt, sank er ohne Bewegung zu Boden und starb zwei Tage nachher, ohne wieder zur Besinnung gekommen zu sein. Ihr wißt, wie er diesen Gautier liebte. Man hat gesagt, er wäre der Vater desselben; aber das glaube ich nicht, denn der alte Marquis ist mir nie sehr verliebt vorgekommen. Anstatt also, daß Andere hätten Trauer anlegen müssen, legte sie Fräulein Louise selbst an. Kurz darauf kam die Frau Gräfin in das Land und hat seitdem stets auf Courchival gewohnt. Herr v. Quesmes, der in Euren Angelegenheiten einige Monate auf dem Schlosse If zubrachte, erschien, ihr seine Aufwartung zu machen. Man sagte, sie hätten früherhin einander geliebt, und er würde sie heirathen; allein die Frau Gräfin wollte ihn nicht empfangen, und sie hat nun seit drei Jahren in gänzlicher Zurückgezogenheit gelebt. Sie hat alles Mögliche gethan, um zu erfahren, was aus Euch geworden

sei; sie hat nach Italien und überall hin Leute gesendet, und wir haben Befehl, Alle, die aus jenem Lande kommen, zu ihr zu schicken. Sie kommt sehr selten in die Stadt, und zwar nur an den großen Jahresfesten, um ihre Andacht zu verrichten, denn sie hat sich, wie auch ihr Vater, in der katholischen Religion unterrichten lassen, und Beide haben vor dem Herrn Erzbischof den Protestantismus abgeschworen."

„Wirklich?" fragte René.

„Ja; und zwar ist die Frau Gräfin auf diesen Gedanken gekommen, weil sie erfahren hat, daß auch Ihr Euch bekehren wolltet. O, sie liebt Euch gar sehr! Wenn Ihr nur wüßtet, wie sie traurig ist!"

„Gute, theure Genoveva!"

„Ja, ja, sie ist recht gut! Ob man gleich im Allgemeinen die Fremden hier nicht liebt, so giebt es doch Niemand, der *sie* nicht liebte, und es freut mich sehr, zu sehen, daß auch Ihr sie nicht ganz verabscheuet."

„Ich, sie verabscheuen? Der gute Engel! Sie aber, *sie* sollte *mich* hassen! Aber ich, ich müßte ein Ungeheuer sein ..."

„Ich darf also von der Vermählung des Fräuleins Louise reden?"

„Ja, ja; erzähle mir Alles. Die arme Louise! Ach, ich fühle mich doch sehr glücklich, daß sie noch lebt! Wenn ich bedenke, daß man sie lebendig hätte begraben können, so muß ich schaudern."

„Ja, sie hat gewiß von großem Glück zu sagen. Nun, also! Ein Jahr nachher kam der Herr Vicomte in Geschäften des Königs nach Arles, denn er war wieder zu Gnaden angenommen worden. Nun war er etwas verwandt mit der

Tante des Fräuleins, der Frau von Forbin, von der Ihr uns vielleicht habt reden hören, und er besuchte sie; indessen glaube ich, daß hierbei auch etwas Neugier im Spiele war, das Fräulein zu sehen. Es scheint, als habe er mit den andern jungen Herren vom Hofe sehr viele Thorheiten begangen, und sein Vermögen sei schon mehr, als nur angegriffen gewesen, denn die Schulden quälten ihn gar sehr; das Fräulein dagegen war außerordentlich reich, und es kam Eurem Vetter in den Kopf, sie zu heirathen. Alles, was man von ihr gesagt hatte, war nie dazu geeignet gewesen, ihre Ehre zu beflecken, und übrigens halte ich ihn auch in dieser Hinsicht gar nicht für so eigensinnig. Kurz, er machte ihr den Hof. Nun, Ihr wißt ja, wie einschmeichelnd und liebenswürdig er sein kann, und dazu ist er ein hübscher Junge, ob er gleich seit drei Jahren sehr gealtert hat. Das Fräulein langweilte sich in der Einsamkeit gar sehr, und solche Ruhe konnte ihr nicht zusagen. Sie hatte sich zwar mitten in die Frömmigkeit hineingeworfen; allein sie war noch zu jung, um sich damit zu begnügen. Nun, ich weiß nicht recht, ob sie wohl in Euren Vetter verliebt wurde; aber seine Gemahlin ist sie geworden, es werden zum Dreifaltigkeits-Feste drei Jahre her sein, und so ist sie an den Hof zurückgekehrt, wo der Herr Vicomte auf sehr gutem Fuße steht. Sie bringen das Frühjahr in Lagny zu und werden jetzt öfter da sein, weil der Herr Vicomte zu unserem Seneschall ist ernannt worden. Die Frau Vicomtesse hat schon ein Kind gehabt und ist aufs Neue schwanger."

„Und da soll man sich nicht todt schießen!" sprach René. „Also ist sie glücklich in dieser Ehe?"

„Ei wohl, glücklich, denn es fehlt ihr ja nichts; allein

sie hat niemals Ruhe. Wenn sie hier ist, denkt sie nur darauf, nach Paris zurückzukehren, und zu Paris seufzt sie, wie ihr Gemahl sagt, immer darnach, in die Provence zu reisen. Sie ist wieder heiter geworden; allein ihre Kammerfrau hat mir gesagt, sie hätte schon weiße Haare, obgleich die meinigen, die doch sehr dunkel sind, noch nicht aussehen, als ob sie sich anders färben wollten. Ich glaube auch nicht, daß sie Euch ganz vergessen hat. Ihre Kammerzofe hat mir ebenfalls gesagt, daß zwischen ihr und ihrem Gemahl ein großer Lärm wegen einer blonden Haarlocke gewesen ist, die wohl von Euch sein kann und welche sie ihm niemals hat überlassen wollen. Allerdings hatte er da Unrecht. Wie mag er glauben, daß sie Euch vergessen kann, und wie kann er das verlangen? Er selbst begeht wohl manche andere Untreue gegen sie, denn es ist keine hübsche Dirne in der Stadt, mit der er nicht schön thut. Nun, Gott sei Dank, deren giebt es genug! Ich selbst, ob ich gleich verheirathet bin, wenn ich nur gewollt hätte . . .“

„Arme Louise! Sie ist eben so wenig für das Glück geschaffen, als ich. Ach, Du hattest wohl Recht, Marie, als Du mir sagtest, ich sollte mich auf Ueberraschungen gefaßt machen; denn gewiß war ich sehr weit entfernt, mir vorzustellen, daß die Sachen sich auf diese Art wenden könnten. Louise, von den Todten erstanden, heirathet meinen Vetter und kehrt an den Hof zurück! Welch ein seltsamer Wechsel! Mein Gott, wie spielst Du mit unserm Willen!“

„Und Ihr, Herr Graf, Ihr unter einem solchen Gewande! Wer hätte das wohl damals geglaubt, als Ihr Euch über die Pilger von Saintes-Maries aufhieltet?“

„Ich auch, Du hast Recht, Marie, und das Innere ist

noch mehr verändert, als das Aeußere. Aber noch ein anderes Erstaunen! Meine Frau, diese Kleine, die mich nicht ersehen konnte, die ein großes Recht hatte, ihr Geschick von dem meinigen zu trennen, beweint mich nach meiner Entfernung, sucht mich, verlangt mich zurück, wird katholisch, um wenigstens dies mit mir gemein zu haben, und stößt den Mann zurück, der ihr ehemals gefallen hat. Und der Marquis, dieser fanatische Protestant, bekehrt sich zum wahren Glauben, während Paulin hartnäckig an der Religion hängt, worin er ist erzogen worden. Und der alte Gigadas überlebt seine Enkelin und findet, nach jenem furchtbaren Schlage, noch alle seine Fähigkeiten wieder, die vor den eitlen Weissagungen der Chiromantie erloschen waren. Sie mögen indeß nicht so eitel sein, denn sie sind in Erfüllung gegangen; aber die Vorsehung giebt uns zuweilen solche Lehren, um uns in unserer Wissenschaft und Ungläubigkeit zu demüthigen. Und der Marquis von Lamperière, dieser boshafte, bitter spöttische, gegen seine Tochter so kalte, harte Greis — dieser stirbt bei der Nachricht vom Tode seines Sohnes. Ist das nicht unglaublich genug? O Schicksal, wie hast du die menschliche Vorsorge zu nichts gemacht! O Vorsehung, man muß endlich immer einsehen, daß du besser weißt, als wir selbst, was uns gut ist! Also Genoveva harrt auf mich; sie ist nicht ermüdet in ihrer einsamen Hoffnung; sie wußte — denn schöne, reine Seelen haben Offenbarungen vom Himmel — sie wußte, daß der arme Pilger wiederkehren und ihres englischen Trostes bedürfen würde! Sie hat es errathen, daß eben sie mir jetzt nöthig sein müßte, daß ich sie endlich würde verstehen und lieben können, so wie ich mich glücklich fühlen würde, von ihr geliebt zu werden! Du Engel, sei

gesegnet! Ja, ich will von jetzt an Dir mein ganzes Leben weihen; keinen Gedanken, keinen Hauch, keinen Blick will ich haben, der nicht für Dich wäre, und keinen Schritt will ich thun, der nicht nach Dir strebte. Ach, da ist das Glück! In dieser innigen, ruhigen Vereinigung zweier Seelen muß man es finden, wenn es auf Erden wohnt, nicht aber in einer ungestümen Leidenschaft, in einer sinnlosen Unruhe, oder in einer stolzen Einsamkeit!“

Marie betrachtete den jungen Mann mit Verwunderung. René war in diesem Augenblicke wirklich schön in seiner einfachen, edlen Kleidung, und in der Begeisterung, welche sein Antlitz überstrahlte.

„Wie glücklich wird Eure Gemahlin sein,“ sprach sie.

„Sie ist traurig, wie Du mir gesagt hast, Marie; hat aber ihre Gesundheit unter dieser Traurigkeit gelitten?“

„Wie es eben scheint, nicht sehr. Sie ist zwar sehr blaß; aber immer noch schön; sie hat so sehr das Ansehen einer großen Dame und ist doch so sanft. Noch ist sie sehr fett.“

„Fett! Sie war sonst so schlank und zart. Also Du allein, mein Kind, bist unverändert geblieben, denn Du bist noch immer hübsch, gut, lebhaft und heiter.“

„Ihr seid sehr gütig, Herr Graf; aber nicht wahr, mein Mann verdient keine solche Frau, wie ich?“

„Gewiß nicht! Und er darf sich nicht beschweren, wenn Du die anhörest, die es Dir sagen.“

„O, nein; ich würde mich lieber hängen, als ihm den geringsten Streich spielen, ob er es gleich oft verdiente. Viele würden an meiner Stelle . . .!“

Der Tag war bereits nahe, als die hübsche Arlesierin

wieder zu ihrem Manne ging und ihn in Freiheit setzte. Er lag noch in tiefem Schlafe, ohne sich um seine Gefangenschaft zu kümmern, und war nur ungehalten auf seine Frau, weil sie ihn so früh weckte. Und doch war er einer der eifersüchtigsten Männer!

Marie brachte Paulin zu René, damit er dem Grafen seine Freude bezeigen sollte, ihn gesund wieder zu sehen. Der Wirth stammelte linkisch einige Worte, von denen man nichts verstehen konnte, als „Herr Graf, ich bin sehr glücklich,“ und „verzeiht mir.“

„Der Dummkopf! Er wacht noch nicht,“ sagte Marie.

„Du weißt wohl, daß ich wache,“ sprach der arme Ehemann.

„Ich? Ich weiß ganz und gar nichts,“ entgegnete die junge Frau erröthend.

„Paulin,“ sprach nun der Graf, „ich sehe wohl, daß das Vergnügen, mich wieder zu sehen, Dich hindert, dasselbe auszudrücken; aber ich weiß auch, daß Du nicht immer so zungenlahm bist; bestrebe Dich indeß, nicht von mir zu reden, und diese Börse, welche gestern Abend so große Wirkung auf Dich hervorbrachte, soll Dein Eigenthum sein.“

„Er darf sie nicht nehmen, Herr Graf,“ rief Marie; „aber ich, ich will ihn schon abhalten, etwas zu sagen.“

„Nun, so kommt sie an Dich, Marie.“

„Nein, noch weniger, gnädiger Herr.“

René wollte sich ohne andere Hülfe, als seinen Stab, nach Courchival begeben, denn es lag ihm am Herzen, seine Bußfahrt gänzlich zu erfüllen. Von welchen Gefühlen wurde nicht seine Seele bewegt, als er von Ferne die Thürme des väterlichen Wohnsitzes erblickte, von wo er

durch drei vereinte Beschlüsse verbannt gewesen war, nämlich durch den des Schicksals, durch den des eigenen Willens und durch den des Gesetzes! Der zweite dieser Beschlüsse war widerrufen, und der dritte konnte leichtlich ebenfalls widerrufen werden; allein der erste, der unseligste, welcher die beiden andern erzeugt hatte — sollte dieser endlich gemildert werden? René hoffte es, denn die tröstenden, ihn bei seiner Rückkehr nach Arles begrüßenden Nachrichten, hatten in seinem Busen die luftige, lächelnde Schaar der, durch langen Schlummer verjüngten Täuschungen erweckt. Er konnte nicht glauben, daß ihm das Schicksal drei Jahre lang einen Schatz nur deßhalb so heilig aufbewahrt hätte, um ihm denselben bei seiner Ankunft wieder zu rauben; daß sein Geschick allein eine Ausnahme machen würde, mitten unter den Schicksalen der Zeitgenossen, die sich beruhigt und geebnet hatten, und daß die Dauer seiner Gewissensvorwürfe seine Prüfung noch verlängern sollte. Diese reine, liebenswürdige Seele, die sich von fern so an ihn gebunden hatte, deren ewiges Glück und Unglück von ihm abhingen, hatte ohne Zweifel den Himmel zu seinem Vortheil gestimmt, und gewiß war es diese geheimnißvolle Vereinigung, die ihn abgehalten hatte, sich andere, unleidliche Bande anlegen zu lassen. Es war die geheime Anziehungskraft jenes Magnets, welche ihn, auf einer unmerklich krummen Linie, zurück in den Hafen geführt hatte, und gleich dem unwissenden Reisenden hatte er die Fahrt erst beim Anlanden begreifen können.

Man wird ohne Mühe einsehen, daß alle diese Vorstellungen sich in seinem Geiste nicht ganz methodisch ordnen, sondern im Gegentheile nur, wie Blitze, die Dünste

durchstrahlen konnten, die aus seinem geschwellten Herzen emporstiegen. René hatte im Vorbeigehen die Sperlings-Insel wieder erblickt, ohne daß ein todtenbleicher Schatten sich vor ihm erhoben und seine trostreichen Gedanken verscheucht hätte. Louise war in seinem Leben weiter nichts mehr, als eine gänzlich entwickelte Episode, und konnte auf seine Zukunft keinen weitern Einfluß haben. Und wie hätte er nicht von seiner Zukunft Gutes erwarten sollen, da sogar die Vergangenheit — unverhofftes Glück! — sich hinter ihm aufhellte?

Als der Graf dem Schlosse näher kam, ging er langsamer, so wie wir auch einen Brief langsam öffnen, worin wir Leben oder Tod lesen sollen. Wir fürchten immer, so sehr wir auch Christen sein mögen, das Schicksal möchte sich über unsere Eile erzürnen und sich darin gefallen, die Blumen unter unsern Händen in Dornen zu verwandeln. Als eben René von der Straße abgehen wollte, sah er eine Schaar zu Pferde kommen und blieb stehen. Die Reiter zogen an ihm vorbei; es waren Herr v. Quesmes und Louise mit ihrer Dienerschaft.

„Ach," sprach der Vicomte, als er ihn bemerkte, „da ist wieder ein Mönch, den man zur Schloßdame schickt, um ihr nichts zu berichten. Nach und nach wird ihr Schloß ein Gasthaus für herumirrende Geistliche werden. Guten Appetit, mein Vater!"

„Könnt Ihr so zur Unzeit scherzen?" fragte Louise, indem sie den Mönch grüßte, welcher nicht sehr daran dachte, ihren Gruß zu erwiedern.

„Zur Unzeit, wenn Ihr wollt," entgegnete der Vicomte; „aber nicht ohne Grund. Ich kann nicht ruhig an das Le-

ben denken, welches die arme Gräfin führt. Entweder, ihr Mann hat sie vergessen, oder er ist todt, und dann....."

„Wir wissen durchaus nicht, was kann geschehen sein."

„Das ist vollkommen wahr," sprach René zu sich selbst. „Louise v. Lamperière hat mich nicht erkannt. O, wie sehr verändert ist sie! Was aber meinen Vetter betrifft, so scheint er mir noch immer derselbe und mag wenig anders, als dem Namen nach, bekehrt sein."

Der Graf trat in den Hof seines Schlosses, und ein Freudenruf erhob sich bei seinem Anblicke. Es war der kleine Römer, der ihm entgegen lief, auf einem langen Stocke reitend, den er mit seltener Geschicklichkeit herumtummelte.

„Da ist ein Kaplan!" rief er, „da ist ein Kaplan! Wir wollen ihn sogleich zur Frau Gräfin führen. Kommt, Bertrand! Folgt mir, mein Vater!"

„Ich glaube, Du wirst bald allein gehen," sagte der alte Stallmeister, welcher, schwer auf einer steinernen Bank sitzend, seine vom Alter steif gewordenen Glieder an der Sonne wärmte und seine erloschenen Blicke gar nicht auf dem Ankömmling haften ließ.

„Ja gewiß, ich will allein gehen; laß Dich nicht stören, mein alter Bertrand," entgegnete das Kind mit komischer Würde.

„Der ist kräftiger, als ich," brummte der Stallmeister, während das Kind René'n zur Gräfin führte. „Ich kann unmöglich ohne Unwillen eine solche Kutte hier einwandern sehen, trotz der guten Aufnahme, die unsere Gebieterin ihnen angedeihen läßt. Ach Gott, wenn ich bedenke, daß mein junger Herr vielleicht auch so einhergeht ...... Aber das ist

ja unmöglich! Was würde der alte Graf sagen, wenn er auf die Erde zurückkehrte?“

Der Knabe führte den Grafen in den schwarzen Saal, welcher in dieser Geschichte bereits eine so große Rolle gespielt hat. Die Gräfin hatte diesen Theil des Schlosses durchaus bewohnen wollen, gerade wegen der alten Sagen und neuern Ereignisse, welche da vorgefallen waren. Bei der seltsamen Lage, in der sie sich befand, hatte sie einen besondern Reiz darin gefunden, sich mit diesen Erinnerungen, mit diesen melancholischen Eindrücken zu umgeben. Sie hatte zwar einige Veränderungen in den Gemächern vorgenommen, aber nicht genug, um ihnen ihre traurig-anziehende Physiognomie zu rauben. Das Vorzimmer und der Saal waren grau ausgeschlagen, wie zur Witwentrauer; Genoveva selbst war, gleich einer Verlobten, weiß gekleidet. So war denn ganz natürlich, durch den harmonischen Instinct, welcher stets die poetischen Gemüther leitet, Alles um sie her mit ihr selbst übereinstimmend und wurde das Bild ihres Geschickes und ihrer Gefühle. Sie saß neben dem finstern, geräumigen Kamin, welches den Großvater unseres René hatte sterben sehen, welches den übereilten Abschied Louisens vernommen hatte, und ein breites Feuer loderte auf dem geschwärzten Herde. Eine angezündete Lampe stand auf einem Tische, um die Lichtstrahlen des Tages zu ersetzen, welche die verdunkelten Fensterscheiben kaum in den Saal schimmern ließen. Die Gräfin arbeitete mit ihren Frauen schweigend an einer großen Tapete, und man hätte sagen können, es sei Penelope, welche die Rückkehr des Ulysses erwartete; allein Genoveva war glücklicher in ihrem Unglück, als die Königin von Ithaka, denn sie war nicht gezwungen, bei Nacht

die Arbeiten des Tages wieder zu vernichten, und Nachstellungen zu vereiteln, denen sie keinen Vorwand zu lassen gewußt hatte.

Der Knabe, der seinen bequemen Renner nicht bei Seite gestellt hatte und welchen drei Jahre so lärmend gemacht hatten, als er früher still gewesen war, stürzte sich plötzlich mitten in das Schweigen, lief zur Gräfin und rief ihr zu, daß er ihr einen Kaplan brächte. Genoveva küßte den Kleinen auf die Stirn, schickte ihn durch einen Wink ihrer weißen Hand wieder fort, stand auf und ging auf René zu, welcher an der Thür war stehen geblieben; er hatte die Hände in den Aermeln und das Gesicht unter der Kapuze verborgen.

„Ihr kommt aus Italien, mein Vater?“ fragte sie mit ängstlich bewegter Miene und Stimme.

„Ja, gnädige Frau,“ antwortete René.

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als die junge Dame sich rasch zu ihren Frauen wandte, und ihnen befahl, sie allein zu lassen. Während der wenigen Minuten Verzug, welchen die Ausführung dieses Befehls erforderte, mußte sie sich auf ein Pfeilertischchen stützen und nach dem Fenster wenden, um das Zittern ihres Körpers und die Röthe ihres Gesichts zu verbergen; sobald aber die Thür sich wieder geschlossen hatte, rief sie:

„René, René! Ihr seid es! Du bist es! Nicht wahr?“

Ohne seine Antwort zu erwarten, warf sie sich in seine Arme, denn sie war sehr überzeugt, sich nicht zu täuschen. René drückte sie an seine Brust. Als er nun sah, daß ihr Kopf herabhing und ibre Augen sich schlossen; als er fühlte,

daß sie zusammenbrach, nahm er sie auf seine Arme wie ein Kind, und trug sie auf einen Lehnsessel, wo er sie niederließ. Er selbst kniete vor ihr hin, ergriff ihre Hände, bedeckte dieselben mit Küssen und erwartete so den Augenblick, wo sie wieder zu sich selbst kommen würde. Dergleichen Ohnmachten sind nie beunruhigend. Als sie die Augen wieder öffnete, sah sie ihn einen Augenblick an, ohne ein Wort zu sagen; dann hielt sie den Kopf mit beiden Händen und sprach:

„Steht auf, René; Ihr dürft nicht so liegen bleiben.“

„Genoveva,“ fragte der junge Mann, „Ihr habt mir also vergeben?“

„Seid Ihr nicht zurückgekehrt?“

„Und Ihr habt mich erwartet! Ihr habt mich geliebt, weil ich unglücklich und verbannt war! Ach, wie habe ich so großes Glück verdient?“

„Aber Ihr, Ihr liebt mich also auch?“

„Werdet Ihr mir glauben, wenn ich es Euch sage?“

„Ja, wenn Ihr es recht oft wiederholt.“

„Nun dann, ich liebe Euch für das ganze Leben!“

So war denn das Wiedersehen der beiden Gatten ganz anders, als ihr frostiger Abschied, denn sie hatten drei Jahre lang Zeit gehabt, klar in ihren Herzen zu lesen und die Gewohnheit einer unnatürlichen Zurückhaltung gegen einander zu vergessen. Beim Wiedersehen nach einer so langen Trennung waren die Gefühle, die sie nicht mehr unterdrücken konnten, aus ihren Ufern getreten, vorzüglich bei Genoveven. Durch die Gemüthsbewegung der jungen Frau war auch René immer mehr aufgeregt worden, der mehr guten Willen, als wirkliche Liebe fühlte, was man wohl ohne Mühe begreifen wird. Sein Gemüth bedurfte hauptsächlich der

Zuneigung. Nachdem diese Seele drei Jahre in sich selbst zurückgezogen gelebt und sich in den reinen Gewässern einer Einöde gebadet hatte, hob sie sich wieder empor in die freie Luft, heißhungerig nach Umschlingungen und Zärtlichkeit; auch war seine größte Ursache, Genoveva zu lieben, die, daß er von ihr geliebt wurde. Als die Ausrufungen einigermaßen erschöpft waren, sprach Genoveva zu ihm:

„Ihr müßt an Euren Vetter schreiben, damit er Euch schnell Verzeihung auswirke, und ich glaube keineswegen, daß es große Schwierigkeiten haben soll; man könnte Euch aber einige Zeit gefangen setzen, wenn Ihr Euch sogleich zeigtet, und es ist also besser, Ihr bleibt verborgen hier im Schlosse.“

„Soeben,“ sagte René, „habe ich meinen Vetter nach Arles reiten sehen.“

„Mit seiner Frau?“

„Ja, mit seiner Frau.“

„Dieser Anblick hat Euch eine große Gemüthsbewegung verursachen müssen.“

„Allerdings; aber doch viel weniger, als der Eurige, theure Genoveva!“

„Nun,“ sprach die junge Frau, diese Schmeichelei nur mit einem gefälligen Lächeln beantwortend, „ich will ihm nachschicken, denn er wird noch nicht weit sein, und ich hoffe, daß er wohl umkehren kann und will.“

Sie entfernte sich einen Augenblick, um die nöthigen Befehle zu geben.

„Wahrlich,“ sagte René zu sich selbst, „ich mußte blind sein, um nicht in dieses göttliche Wesen verliebt zu werden!“

„Während dieser Zeit,“ sagte die Gräfin, als sie zurückkam, „erzählet mir Alles, was Euch in diesen drei langen Jahren begegnet ist. O mein Theurer, wo waret Ihr denn? Euch hat nie Jemand getroffen.“

„Das ist nicht zum Verwundern, denn ich habe in der ganzen Zeit keinen Fuß auf eine offene Landstraße gesetzt. Uebrigens ist meine Geschichte nicht sehr lang. Diese drei Jahre sind für mich eben so unbeweglich gewesen, als das ihnen vorausgehende Jahr bewegt war. Unbeweglich, wenigstens auf der Oberfläche, denn ich habe viele Zeit gebraucht, um wieder einige Ruhe zu erlangen; und meine Seele hat in sich selbst noch vieler Entwickelungen und Umwälzungen bedurft. Als mein Vetter mich verlassen hatte, folgte ich dem, vor mir liegenden Wege, von wo man das Meer oft zu sehen bekam. Ich war fast alles Gefühls beraubt; indessen empfand ich doch das Bedürfniß, meine äußere Haltung zu ordnen, und ich mußte ungefähr aussehen, wie ein Mensch, der zu seinem Vergnügen reist. Ich hielt an, wenn mein Pferd ermüdet zu sein schien, oder wenn ich mich selbst matt fühlte; übrigens würde ich mich nicht auf die Oerter besinnen, durch welche ich gekommen bin, wenn ich sie nicht bei meiner Rückreise wiedergesehen hätte. So hätte ich mein ganzes Leben hindurch reisen können, wenn nicht eines Tages der Anblick eines Klosters mich an mein Vorhaben erinnert hätte, Mönch zu werden. Diesen Plan hatte ich noch nicht aufgegeben; aber der Zufall mußte mir die Ausführung desselben erleichtern, und eben dieser Zufall trat wirklich ein, aber nur, um mich zu hindern, Mönch zu werden, anstatt mir dazu Veranlassung zu geben. Die Wege der Vorsehung sind undurchdringlich dun-

kel. Es war ein schönes Kloster; es lag, wie gewöhnlich auf dem Abhang eines Hügels und hatte, über große Bäume hinweg, die es umgaben, die Aussicht auf das Meer. Es war spät, und ich hatte kein Nachtlager gefunden, oder vielmehr, ich war an mehrern vorbei geritten, ohne sie zu sehen; mein Pferd schlug von selbst den Weg nach dem Kloster ein, und ich ließ es gewähren. Als ich ankam, wußte ich nicht, wo ich war. Ich stellte mir vor, wie man es immer in den Augenblicken moralischer Erschlaffung thut, und vielleicht nicht ohne Grund, die Hand Gottes hätte mich hierher geführt, und ich beschloß diesen Ort nicht wieder zu verlassen. Sogleich ließ ich mich zum Abte führen, welchen ich bat, mich unter die Novizen aufzunehmen. Dieser Abt war ein kluger, feiner Greis, welcher die Welt gekannt hatte, und sah sogleich, was mich zu diesem Entschluß führte; er sprach mit Sanftmuth, fragte mich gewandt aus, und so brachte er es dahin, daß ich vor ihm allen meinen Kummer ausschüttete, daß er meine ganze Seele untersuchen konnte. Als diese Art von Examen vorüber war, sagte er mir, ich könnte in dem Kloster bleiben und an allen geistlichen Uebungen Theil nehmen; aber vor dem Ablauf dreier Jahre wäre es ihm unmöglich, mir das Gelübde abzunehmen. — „Wenn Gott Euch dazu bestimmt hat, Euch aus der Welt zu entfernen," fügte er hinzu, „so werden drei Jahre nichts an seiner Entscheidung ändern; habt Ihr aber noch etwas in der Welt zu thun, so wird Euch diese Prüfung dienlich sein, um die Wunden zu heilen, die Euch erschöpfen und Euch unfähig machen, Euern Zustand richtig zu beurtheilen, und in keinem Falle werdet Ihr diese Zögerung zu bereuen Ursache haben. Nun aber seht, Ihr wollt Euch einer Religion

widmen, welche Ihr sogar nicht kennt. Ehe Ihr Geistlicher werdet, müßt Ihr darauf denken, Katholik zu werden.“ — Man konnte nicht milder und weiser sprechen; auch hatte ich keinen Einwurf zu machen und überließ mich gänzlich der Leitung des vortrefflichen Priesters. Im Anfange strebte er danach, mich mit mir selbst zu versöhnen; er zeigte mir die Thorheit und Ungestaltheit des fatalistischen Gedankens, der mich verfolgte, und tröstete mich, bevor er mich unterrichtete; so machte er sich gewissermaßen zum Vermittler zwischen meinem Verstand und meiner Seele. Er machte mir anschaulich, daß diese weniger krank sei, als jener, daß diese weniger schuldig, als jener unbesonnen sei; er vereinfachte meine Verbrechen und Fehler, ohne sie zu entschuldigen, und lehrte mich, daß Verzweiflung keine Buße sei, und daß in dieser Flucht aus der Welt, wobei ich ganz in Gott zu handeln glaubte, viel Egoismus liege. Als er mich beruhigt und fähig sah, nicht nur ihn anzuhören, sondern auch ihn zu verstehen, fing er an, mich einzuweihen in die reine, glänzende Doctrin der katholischen Religion. Gierig sog ich diese göttlichen Lehren ein und diesen Cultus, welcher so angemessen ist für die menschliche Seele und so zart, welcher unsere Schwachheiten und Schmerzen so gut voraussieht, uns unaufhörlich unterstützt, uns beten und weinen hilft, uns lehrt, wie wir uns zu Gott erheben sollen, oder sogar Gott selbst zu uns herabruft. Ich fand sogleich, nicht allein Trost, sondern ein wahres Glück in diesen frommen Uebungen, in diesen mystischen Unterweisungen. Die protestantische Religion ist so kalt, so trocken, so blaß; sie setzt uns mit Gott so wenig in Berührung, daß ich eine Entdeckung von den Beziehungen des Menschen zur Gott-

heit zu machen glaubte. Meine Seele ging auf bei den heiligen Gesängen, als ob dieselben unmittelbar zu ihr sprächen, und oft geschah es mir, daß ich das Antlitz in Thränen gebadet wieder aufrichtete, wenn ich mich, während der Erhebung der heiligen Hostie, zur Erde geworfen hatte. Ich war nicht nur pünktlich in allen Diensten und Gebeten, sondern ich stand auch zuweilen in der Nacht auf, um mich vor dem, nur durch eine einzige düstere Lampe erleuchteten Altar niederzuwerfen. O ja, rief ich dann, Herr, behalte mich in Deinem Heiligthum; aus Barmherzigkeit, entferne mich nicht! Die Welt ist so boshaft gegen mich gewesen, und Dein Tempel ist mir so hold! — Ach, auch in dieser Inbrunst war noch Schwachheit, und Egoismus war in diesem vermeintlichen Berufe! Ich wagte es noch nicht, meine Seele sich selbst zu überlassen, und wollte mir Alles aus dem Sinne schlagen, was ich hinter mir ließ. Euer Bild, geliebte Genoveva, war das, was mich am oftesten störte; bald erschien es mir mit dem Ausdrucke des Vorwurfs, bald erregte es mir eifersüchtige Schauer. Dann wünschte ich, unwiderruflich gebunden zu sein, oder ich glaubte mich noch nicht weit genug entfernt; ich wünschte, auf irgend eine ferne Mission gesendet zu werden, etwa nach der Barbarei oder nach Palästina, und ich beschwor den Abt, meine Prüfungszeit abzukürzen; dies war aber für ihn ein Grund, sie standhaft zu halten, denn er wußte recht gut, wenn ich mich so an das Kloster hinge, so geschähe dies, weil die Versuchung mich nach außen zöge — er schaute in mein Herz wie in ein Buch. Zuweilen kamen mir auch phantastische Einfälle in den Kopf; so wollte ich zum Beispiel Seeräuber oder Bandit werden und alsdann dieses gastliche Kloster ver-

heeren, welches mich nicht für immer aufnehmen wollte. Das Blut, welches ich eingeathmet hatte, verwirrte mir wahrscheinlich das Gehirn auf diese Art, denn solche schreckliche Träume bemächtigten sich meiner hauptsächlich, seitdem der unglückliche Gautier und meine arme Schwester mir erschienen waren. Der Mord führt immer Schwindel herzu; der blutbefleckte Mensch fühlt das Bedürfniß, sich gegen Gott aufzulehnen und diesen höchsten Rächer zu lästern. Erst im dritten Jahre wurden mir Gottergebung und wahrhafte Reue; ich beweinte meine Fehler in der Seele und nicht mehr mit den Augen; meine weniger fieberhaften, weniger begeisterten Gebete wurden andächtiger, und ich fühlte, daß ich kein Recht hätte, mich im Kloster zu vergraben, ohne vorher von dieser Welt Abschied zu nehmen, welche ich wie ein feiger Flüchtling verlassen hatte, daß ich sehen müsse, ob darin Jemand noch meiner bedürfe. Eine geheime Stimme sagte mir, Ihr wäret immer noch da, meine sanfte, gute Genoveva, und meine Gewissensbisse würden durch Euch neue Milderung erhalten; kurz, auf den Rath des Abtes bin ich zurückgekommen. Das ist Alles."

„Und gewiß, das ist genug," sprach Genoveva. „O, wie liebe ich ihn, den guten Abt!"

„Ich glaube nicht, daß es jemals einen ehrwürdigern, weisern und bessern Menschen gegeben hat, wenn es nicht etwa der arme Apotheker war. Als ich abreis'te, umarmte er mich und sprach zu mir: „Wenn die Wogen Euer, seit so langer Zeit gescheitertes Fahrzeug nicht mehr anerkennen wollen, dann kehrt zurück in den Hafen, um denselben nie mehr zu verlassen."

„Nun, Ihr habt einen andern Hafen gefunden."

„In welchen ich schon lange eingelaufen wäre, wenn ich weise gehandelt hätte.“

„O, denken wir nicht an die Vergangenheit!“

Herr v. Genouillac war von der Botschaft der Gräfin sehr überrascht worden; doch folgte er derselben augenblicklich.

„Was geht denn vor, meine gnädige Cousine,“ fragte er beim Eintreten, „daß Ihr mir so unerwartet das Glück verschafft, Euch zu sehen, welches mir doch so selten zu Theil wird? Soll ich nach der Türkei, nach Spanien, oder sogar nach Paris ziehen? Ich bin bereit, Alles zu thun, was Euch gefällt; aber noch lieber möchte ich hier bleiben.“

„Herr Vicomte, ich bin Euch verbunden für Eure galante Ergebenheit; von jetzt an sollt Ihr Euch aber wegen meiner Einsamkeit nicht mehr gegen mich beklagen, sondern gegen diesen ehrwürdigen Pater.“

„Wie, gnädige Frau?“ sprach der Vicomte, indem er einen Seitenblick auf den Mönch warf. „Aber zum Teufel, ich glaube, Ihr seid es, Vetter! Ja, ja, das war nothwendig, wenn Eure Frau so eilig nach mir schicken sollte. Ich bedauere, daß ich die meinige nicht mitgebracht habe. Nun, seid willkommen!“

Die beiden Vettern umarmten sich herzlich genug.

„Ich hoffe, diese Kutte ist nur Verkleidung?“ fragte der Vicomte.

„Nichts Anderes. Ich glaube, ein Priesterrock ist genug für einen Haushalt.“

„Und dann, wenn es noch etwas Schlimmeres giebt, als einen Mönch, so ist es ein Mönch, der die Kutte ausgezogen hat. Ach, ich liebe die Mönche nicht, und Ihr, schöne Cou-

sine, seid ein wenig Schuld daran, denn ich bin oft rasend geworden, wenn ich die verdammten Kutten frei zu dem Thore hinein gehen sah, welches mir unerbittlich verschlossen blieb. Ich bin sogar auf dem Punkte gewesen, meinen Vetter zu beschimpfen; wer Teufel hätte Euch aber auch in der Tracht erkannt, mein Lieber?"

„Ich, mein Herr," sprach die Gräfin, „habe keiner großen Untersuchung bedurft, um ihn zu erkennen."

„Ihr seid aber auch ein Engel, gnädige Frau."

Man sprach nun von Geschäften. Der Vicomte versicherte, René's Begnadigung könnte nicht abgeschlagen werden, und in vierzehn Tagen würde der Graf die volle Freiheit haben, auf seinen Gütern, und sogar in der Provence zu wohnen.

„Was den Hof betrifft, so werdet Ihr etwas mehr Zeit bedürfen, um wieder dahin gehen zu können."

„Ich verlange nichts von dieser Seite her," entgegnete René.

„Und was wollt Ihr anfangen, lieber Vetter? Bedenkt nur, daß wir aufs Neue Krieg haben."

„Ich gestehe, daß es mir in der That Freude machen würde, das Feuer zu sehen, denn dies ist für einen Edelmann unerläßlich; aber die Hof-Caroussels halte ich nicht für nothwendig, um den Adel wieder herzustellen und sich zu erhöhen."

„Ihr werdet Euer ganzes Leben hindurch ein Sonderling bleiben. Wie? Gedenkt Ihr denn, Euch auf immer in Eurem Schlosse zu vergraben? Da werdet Ihr vor Langeweile sterben, ehe noch ein Jahr vergeht."

„Dennoch hat Frau v. Courchival drei Jahre darin gewohnt, beinahe ohne dasselbe zu verlassen.“

„O, wenn man allein ist, kann man so etwas wohl thun und sich allenfalls vom Schmerz nähren, aber nicht von Langeweile, das wiederhole ich Euch.“

„Ihr langweilt Euch also sehr auf Lagny, Vetter?“

„Nicht gar zu sehr; aber mein geheimes Mittel dafür ist, daß ich nie dort bleibe.“

„Herr Vicomte,“ unterbrach ihn die Gräfin, „Ihr gebt da meinem Gemahl sehr verwegene, voreilige Lehren.“

„Es sind weit eher Beschwerden, als Lehren, gnädige Frau.“

„Nun, Vetter,“ fiel René ein, „ich hoffe, mich nur über die Vergangenheit beschweren und nur von meinem Herzen Lehren annehmen zu dürfen.“

„Vortrefflich! Ihr seid in guter Stimmung, und ich wünsche, daß dieselbe dauernd sein mag. Ich gehe, denn man bedarf meiner da drüben, werde mich aber sogleich mit Eurer Sache beschäftigen, und ohne Zweifel darf ich Euch nicht eher wieder besuchen, als bis dieselbe beendigt ist.“

„Eure Besuche,“ sprach die Gräfin, „würden vielleicht bemerkt werden und Verdacht erregen.“

„Ja, Ihr habt Recht, gnädige Frau, und übrigens müßt Ihr einander auch Vieles zu sagen haben. O, Ihr zu glücklichen Gatten! Nein, ich will Eure zärtlichen Unterhaltungen gar nicht stören; aber auf mich rechnen könnt Ihr!“

René mußte sich also darein ergeben, einige Zeit als Fremdling in dem Hause seiner Väter zu wohnen — und sein Mönchsgewand anzubehalten, ob er gleich auf alle Entschlüsse verzichtet hatte, welche ihm dasselbe aufgedrungen.

Nur Bertrand und die Kammerfrau der Gräfin wurden in das Geheimniß eingeweiht. Da wir schon viele Erkennungsscenen beschrieben haben, so hoffen wir, der Leser wird uns von der des alten Stallmeisters frei sprechen, und wir sagen davon bloß, daß sie so pathetisch war, als man es erwarten konnte. Schon am Abend seiner Ankunft besuchte der Graf das Grab seines Großvaters.

„O, mein Vater," sprach er, „bist Du besänftigt, und ist nun der Zorn des Himmels gestillt?"

„Ja, nun werden wir glücklich sein," sprach eine sanfte Stimme hinter ihm. Genoveva war ihm gefolgt.

„Ach," sagte René, „Ihr habt ein Recht, für ihn zu antworten, denn Ihr seid ja die Tochter seiner Wahl, und jetzt auch der meinigen."

Die Zurückgezogenheit René's wurde, wie man wohl glauben kann, durch die liebenswürdige Genoveva sehr gemildert, ja, das Geheimniß, in welches die beiden Gatten ihre Zusammenkünfte hüllen mußten, machte ihre Vereinigung noch enger und süßer. Das war die Liebe mit allen ihren Reizen, mit ihrer ganzen Anmuth, aber ohne die giftige Unruhe, die sonst sich ihren Gunstbezeigungen beimischt.

Der Marquis war damals von Courchival abwesend und kam erst zurück, nachdem René schon seit zwei Tagen seinen Namen und seine Rechte wieder in Besitz genommen hatte. Da nun die Uebereinstimmung zwischen den beiden Gatten so vollkommen war, als möglich, so vergaß der alte Herr alle seine vorigen Beschwerden gegen den Schwiegersohn und schloß dem Glück der Tochter sich an.

Der Graf sah nicht ohne Bewegung Frau v. Genouillac wieder in seiner Nähe; allein Beide wußten sich zu halten

und untersagten sich alle Anspielungen auf die Vergangenheit. Der Vicomte machte sich öfter den Spaß, sie daran zu erinnern; allein ihr Schweigen und ihre feste, immer anständige Haltung besiegten endlich diese sonderbare Hartnäckigkeit, über einen Gegenstand zu scherzen, den man für ihn eben nicht angenehm glauben konnte. Einst sagte er zu ihnen:

„Wenigstens könnt Ihr Euch den Trost gewähren, Eure Kinder zu verheirathen. Weder meine Cousine, noch ich, werden dagegen sein.“

„Vetter,“ sagte René, „ich werde dieses Wort nicht fallen lassen. Ihr habt einen Knaben und ein Mädchen. Also von welchem Geschlecht auch das Kind sein mag, welches mir bald soll geboren werden, so will ich es in Eure Familie verheirathen.“

„Das nehme ich an, Vetter; sollte es auch nur geschehen, um unsern Kindern das Vergnügen zu gönnen, uns ungehorsam zu sein.“

Frau v. Courchival gebar eine Tochter, welche Louise aus der Taufe hob; aber an demselben Tage hatte Frau Paulin Zwillinge bekommen, einen blonden, rosigen Knaben und ein sehr braunes Mädchen. Nun schrie der Wirth — und Andere mußten mit ihm schreien — über diesen Wechsel in der Natur, der so verschiedene Kinder gleichzeitig ließe geboren werden, von denen auch das eine wieder so verschieden von seinem Vater und seiner Mutter sei, die doch Beide braun wären.“

„Ei, ei,“ sprach der Vicomte, „ich muß mich um eine Frau für den kleinen Blonden beschäftigen. Die Rückkehr

meines Vetters hat Euch Ehre gebracht, liebe Marie, und ich werde sein Schicksal bis an's Ende beneiden müssen."

Paulin verwirrte sich in Danksagungen gegen den Vicomte, und dieses Mal war er es, welcher das Stillschweigen seiner Frau zu tadeln hatte.

Trotz des immer neuen Glückes, welches er in der Liebe seiner Gemahlin, trotz des Geschmackes, den er am Familienleben fand, wollte der Graf doch in Flandern als Freiwilliger dienen, wozu sein Vetter ihm auch die Erlaubniß verschaffte. Seine Geschichte war bei der Armee durch einige Officiere verbreitet worden, welche ihn in der Provence gekannt hatten, weßhalb man sich vornahm, ihn ein wenig zu necken; allein der Ritter Vallavoir, der ein vollendeter Duellist geworden und damals Brigadier bei den Musketieren war, erklärte, er sei der vertraute Freund des Grafen von Courchival, und wenn man von demselben Böses redete, beleidigte man ihn selbst.

„Ueberdies," fügte er hinzu, „ist auch der Graf gar sehr im Stande, ganz allein alle Lacher auf seine Seite zu bringen, denn ich habe gesehen, wie er bei einem Duell einen Mann von fünf Fuß und acht Zoll durch und durch rannte; das war ein Stoß, den ich nie habe führen können."

René gab dem Ritter keine Gelegenheit, jenen merkwürdigen Stoß, der ihm den Kopf verwirrte, genauer zu studiren; allein er zeigte, daß er der Leidenschaft nicht bedurfte, um zur Tapferkeit ermuntert zu werden, und benahm sich vor dem Feind auf eine sehr ausgezeichnete Art. Uebrigens liebten ihn bald Alle, mit denen er während des Feldzuges in Berührung kam, denn er war eben so sanft, gesellig und gefällig geworden, als er früherhin unumgänglich

und zurückhaltend gewesen war. Seine Leutseligkeit war jedoch bloß oberflächlich, denn sobald man etwas weiter gehen und zur Vertraulichkeit kommen wollte, wurde man durch eine, unmöglich zu durchbrechende Eisrinde zurückgehalten; er hatte seine Stellung, den Menschen gegenüber, fest aufgefaßt — er wollte gut mit ihnen leben, aber nicht in ihnen. Er duldete ihre Gesellschaft und suchte ihnen angenehm zu sein; allein er bedurfte ihrer Freundschaft nicht. René wohnte auf diese Art mehreren Feldzügen bei, wollte aber nie einen Posten annehmen. Als er sich im Franche-Conté, fast unter den Augen des Königs, durch eine That seltener Unerschrockenheit ausgezeichnet hatte, wollte Ludwig XIV. ihn sehen und ihm persönlich die Erlaubniß ertheilen, sich am Hofe vorzustellen, von der jedoch der Graf nur zwei oder drei Mal Gebrauch machte. Sein Glück wurde nur durch den Verdruß gestört, keinen männlichen Erben zu haben, der seinen Namen fortpflanzen könnte. Seine geliebte Tochter heirathete wirklich in der Folge den Sohn seines Vetters und schmolz endlich die, so lange getrennten Familien von Courchival und von Lamperière in einander. Der Graf wollte keine Aftereinsetzung, und die Folge hat bewiesen, daß er Recht hatte, denn auch die Familie von Lamperière erlosch in der nachfolgenden Generation.

Jetzt, lieber Leser, da wir Dich gewissenhaft von dem Schicksal aller Personen unterrichtet haben, welche in dieser Geschichte vorkommen, ja, selbst über ihre Nachkommenschaft, können wir, wenn Du die Moral gern hast, wohl dieses Buch durch die folgende schließen: Wenn es etwas Eitleres giebt, als das menschliche Schicksal, so ist es der menschliche Wille, und der Mensch ist niemals weder ganz gut, noch ganz böse; es giebt abscheuliche, böse Sachen bei den Besten, und Gutes und Schönes bei den Schlechtesten, weßhalb man die Menschheit zu gleicher Zeit bemitleiden und auch dulden muß.

Ende des elften Bandes.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Literarische Anzeige.

Bei G. Basse in Quedlinburg ist erschienen:

Leben und Feldzüge des
Herzogs von Wellington.

Nach W. H. Maxwell, G. N. Wright und Alexander, sowie mit Benutzung der übrigen neuesten englischen Quellen deutsch bearbeitet von F. Bauer. Mit Abbildungen. Erster Band. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 16 gGr.

Hier liegt das thatenreiche Leben des größten Feldherrn unserer Zeit vor uns. Keine Periode der neueren Geschichte ist interessanter oder vielmehr inhaltreicher an großen Begebenheiten, als jene der berühmten Kriege, in welchen Wellington unter seinen Zeitgenossen mit so hohem Glanze hervorgeleuchtet hat. Wellington ist aber nicht allein groß als Anführer von Armeen; sondern sein Charakter, seine Eigenschaften als Mensch, seine Einsichten als Staatsmann, seine Talente als Diplomat sind gleich achtungs- und bewundernswerth. Alles dieß näher zu erörtern und zu enthüllen: das ist die hohe, schöne Aufgabe des gegenwärtigen Werkes. W.'s Leben greift so sehr in die Geschichte der neueren Zeit ein, daß nicht nur der Krieger, der Staatsmann, der Diplomat, sondern jeder Freund der Geschichte, die gebildeten Stände überhaupt hier eine reiche Fundgrube zur Bereicherung ihrer Kenntnisse finden. Die gegenwärtige deutsche Bearbeitung von W.'s Leben und Feldzügen gründet sich insbesondere auf die neueren Werke der Engländer G. N. Wright und W. H. Maxwell; aber auch die von J. E. Alexander, sowie von Major Bas. Jackson und Capitain C. Rochf. Scott herausgegebenen Biographien W.'s u. a. m. sind überall zu Rathe gezogen und benutzt, so daß diese Bearbeitung als eine, in jeder Hinsicht höchst vollständige und ausführliche mit Recht empfohlen werden darf. — Das Ganze wird 5 Bände stark.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Balzac, Honoré <<de>>,

H. de Balzac's sämmtliche Werke

Bd.: 11

Quedlinburg und Leipzig 1842

P.o.gall. 194 c-10/11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10088082-1